



Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang \* vom Oktober 1901 bis dahin 1902. \* \* \* Ausgegeben am 22. Februar 1902 \* Nr. 21.

## Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

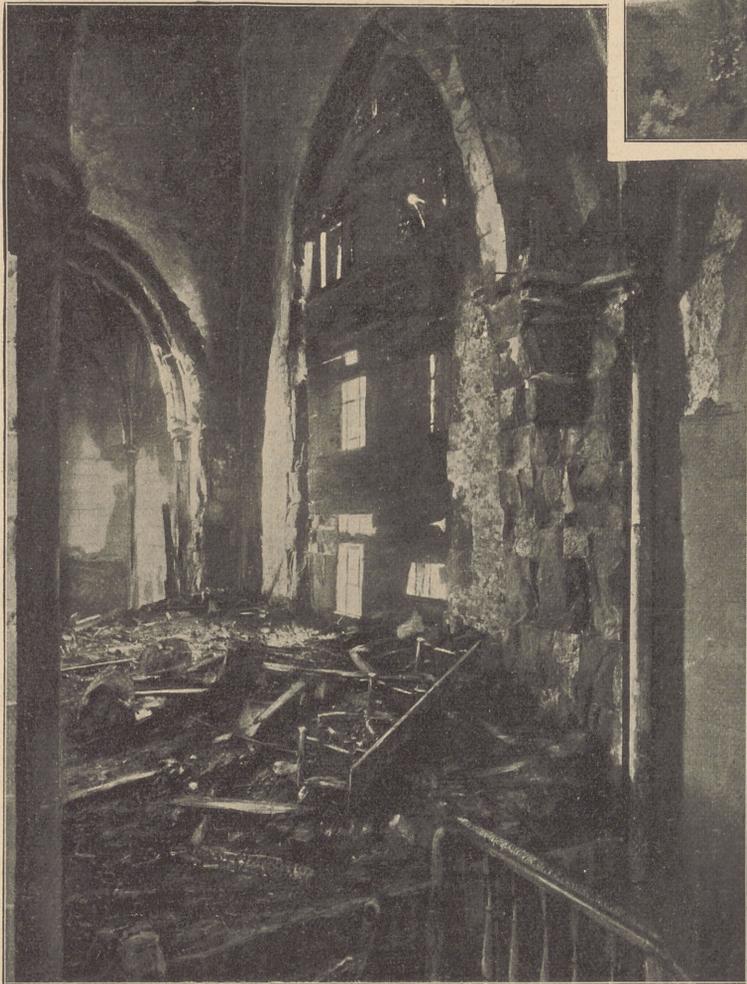
**Zum Brand der Neustädter Kirche in Bielefeld.** Wir bringen heute ein Bild der Neustädter Kirche, der ältesten und schönsten Kirche Bielefelds, die leider jetzt durch einen Brand schwer heimgesucht worden ist. Ueber die Ursache des Feuers ist uns bisher Näheres nicht bekannt geworden. Eine Gasexplosion, die zuerst angenommen worden war, scheint nach den späteren Feststellungen jedenfalls nicht vorzuliegen. Das Feuer kam abends gegen 6 Uhr aus, und zwar gerade auf der Westseite der Kirche, wo die herrliche, neue Orgel stand. Bald schlugen auch schon die Flammen in mächtiger Lohre aus dem Turmfenster heraus. Die gesamte Feuerwehr der Stadt wurde alarmiert, und es gelang in der That auch ihrer Anstrengung, das Gotteshaus selbst

zu erhalten und noch größeren Schaden abzuwehren, als er jetzt schon zu beklagen ist. Denn die kostbare Orgel, ein Teil des Gesäßs, mehrere Fenster und fast die ganze herrliche Malerei im Innern des Gotteshauses, die zu dessen 600 jährigem Bestehen



Ob.-Kons.-Rat D. Reichard in Posen z. 70. Geburtstag.

Geßäß und Glascherben wirr durcheinander. Es werden also sehr kostspielige und umfassende Arbeiten zur Wiederherstellung der Kirche nötig sein. Leider ist auch das schöne und kostbare von Kaiser Wilhelm I. gestiftete große Glasfenster am Altar dem Brand zum Opfer gefallen. Es wurde durch die Aus-



Das Innere der durch einen Brand heimgesuchten Neustädter Kirche in Bielefeld. Aufnahme von F. Radmacher, Bielefeld.

im Jahre 1893 neu hergestellt worden war, ist durch Feuer und Rauch zerstört worden. Das Innere der Kirche bildete einen Anblick trauriger Verwüstung. Auf dem Chor und dem Fußboden lagen große Trümmerhaufen von ausgebrochenen Mauersteinen, verkohlt



Die St. Pauli-Kirche in Posen, deren 1. Prediger D. Reichard ist.

dehnung der erhitzten Luft im Innern der brennenden Kirche nach außen hinausgedrückt, sodaß es missamt seiner Einfassung auf das Pflaster fiel, glücklicherweise jedoch ohne Menschen zu gefährden.

**Zum 70. Geburtstag des Ob.-Konsist.-Rat D. Reichard.** Der als ausgezeichnete Geistlicher und den Lesern des Dahheim insbesondere als einer unserer ältesten und geschätztesten Mitarbeiter wohlbekannte und verehrte Ober-Konsistorial-Rat D. Max Reichard in Posen beging am 21. Februar die Feier seines 70. Geburtstages. Seine Wiege stand ferne

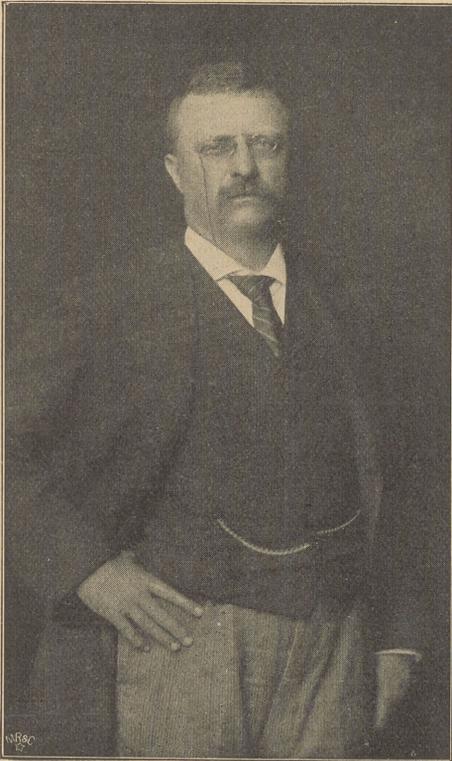


Die neuen Auswandererhallen der Hamburg-Amerika-Linie auf der Veddel in Hamburg. Aufnahme von G. Breuer, Hamburg.

**Die Auswandererhallen in Hamburg.**  
Die Auswandererhallen der Hamburg-Amerika-Linie, auf der Veddel in Hamburg, deren Modell auf der Pariser Weltausstellung von 1900 mit dem großen Preise ausgezeichnet worden ist, sind jetzt dem Betrieb übergeben worden. Die Hallen, die von größter Bedeutung für die Gesundheitspflege, namentlich zur Verhütung von Seuchen, sind — befördert doch die Hamburg-Amerika-Linie in einem Jahre bis zu

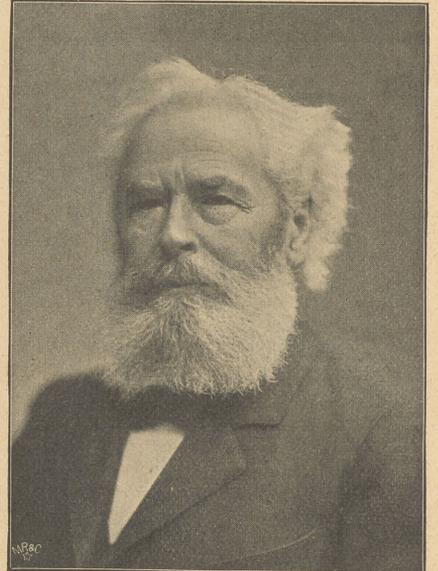
von der Stätte seiner jetzigen, langjährigen Wirksamkeit im Westen des Reichs, in der Hauptstadt des Elsaß, in Straßburg, und er hat in dieser seiner Heimat auch mehr als die Hälfte seines Lebens zugebracht. Als ganz junger Geistlicher, der eben erst sein Studium beendet, zog er im Jahr

neuen deutschen Reichs, seines neuen Vaterlandes, überzusiedeln, nach Posen, wo er als Konsistorialrat und Erster Pastor an der St. Paulikirche seitdem segensreich wirkt, inzwischen auch mit den weiteren wohlverdienten Ehren eines Doktors der Theologie und des Titels eines Oberkonsistorialrats ausgezeichnet und mit der Leitung der Posener Diakonissenanstalt betraut. In seinem ganzen Wirkungskreise als ein echt christlicher und wahrhaft gütiger, menschenfreundlicher Berater und Helfer hochverehrt, hat sich Oberkonsistorialrat Reichard auch als Festprediger bei feierlichen Veranstaltungen der Inneren Mission und des Gustav-Adolf-Vereins einen Namen gemacht. Ebenso hat er sich als Schriftsteller in weiten Kreisen warme Sympathien erworben. Den Lesern des Daheim ist er so namentlich durch seine wertvollen biographischen Beiträge lieb geworden, die unter dem Titel „Christliche Lebensbilder“ neben seinen gleichfalls in Buchausgabe erschienenen „Erinnerungen eines Feldpredigers“ zu den bekanntesten seiner Publikationen gehören.



Präsident Roosevelt.  
Copyright by R. W. Thachey.

1855, damals ja noch ein französischer Unterthan, als Feldprediger mit der französischen Armee nach der Krim und aus jener kriegerischen Zeit stammen seine ersten Beiträge für das Daheim (1865), die „Erinnerungen eines Feldpredigers an Sewastopol“, mit denen er sich die Herzen unserer Leser bald gewann. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge war er 3 Jahre, bis 1859, Anstaltsgeistlicher im Diakonissenhaus zu Straßburg und dabei Hilfsprediger bei Pfarrer Härter an der neuen Kirche dortselbst, dann rief ihn das Amt nach dem aus der Kriegsgeschichte von 1870/71 bekannten elsässischen Dorf Fröschweiler bei Wörth, bis er 1865 wieder nach Straßburg als Hilfsgeistlicher bei dem erkrankten Pfarrer Härter zurückkehrte. Bis 1872 verblieb er in dieser Stellung, dann verließ er, einer ehrenvollen Berufung folgend, den Boden seiner Heimat, um in den fernen Osten des



Der bayerische Volkschriftsteller Maximilian Schmidt zum 70. Geburtstag. Aufnahme v. Hofphot. Ad. Baumann, München.



Der älteste, jetzt erkrankte Sohn des Präsidenten Roosevelt und seine Geschwister. Zur Amerikareise des Prinzen Heinrich.



Generaldirektor Wiegand vom Bremer Lloyd,



Generaldirektor Vallin von der Hamburg-Amerika-Linie,

die den Prinzen Heinrich in New-York begrüßen werden.

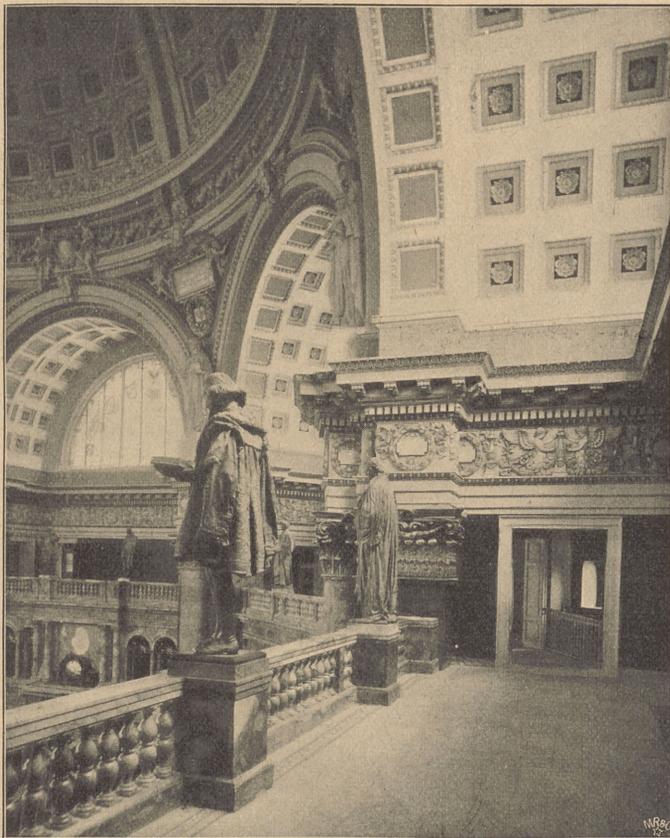
144 000 Auswanderern, die dort eng zusammengedrängt sind — stehen in ihrer Ausdehnung und in ihrer praktischen Einrichtung allen derartigen Anlagen weit voran und dürften auf der Welt begreiflicherweise ihresgleichen nicht haben. Die ganze Anlage zerfällt in zwei streng gesonderte Teile: die sogenannte unreine Seite für die frischen Ankömmlinge und die sogenannte reine Seite für die gebildeten, desinzierten Auswanderer, welche in den Pavillons unter-

engeren Heimat, dem bayerischen Walde, der damals (1863) noch für die meisten eine terra incognita war, holte Schmidt sich seine ersten Menschentypen. In Volkserzählungen und Kulturbildern aus dem böhmisch-bayerischen Waldgebirge schilderte er seiner Landsleute Lebensschicksale schlicht und zu Herzen gehend. Mit nicht weniger Eifer und Erfolg wandte sich der treffliche Erzähler später der Schilderung des

Kulturlbens der bayerischen Hochlandsbewohner zu. Und zeigte auch hier wieder jenes geschichtsbewusste Gewebe von Wahrheit und Dichtung, das so ganz und gar den Gedanken an die letztere nicht aufkommen läßt, alles als natürlichste Folgeerscheinung hinstellt. Ein erfrischender Humor, der ganz vorzüglich den baye-

verständnisvoll anheimelnden Anstrich. In Schmidts dramatischen Arbeiten, deren bekanntesten wohl die überall so erfolgreich aufgeführten Volksstücke „Im Austragsstilberl“, „Der Georgsthaler“ und „Johannisnacht“ sind, treten uns gleichfalls die erwähnten Vorzüge in glücklicher Verbindung vor Augen. Auch mit Arbeiten in hochdeutscher Sprache, wie Skizzen, Novellen und Humoresken, trat Schmidt erfolgsgekrönt hervor. Seine Vielseitigkeit, die auch in einer Anzahl mundartlicher und hochdeutscher Gedichte ihren Ausdruck fand, ist geradezu erstaunlich. Nicht minder auch des unermüdbaren Schriftstellers Fruchtbarkeit, der, von verschiedenen in der Jugendzeit verfaßten Erzählungen und Theaterstücken abgesehen, ja erst in seinen reiferen Mannesjahren, nach Aufgabe seines Berufes als Soldat, den des Schriftstellers ergriffen hat.

**Zur Amerikareise des Prinzen Heinrich.** In Fortsetzung unserer bereits in den letzten Nummern gebrachten Bilder von der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich, der nach den bisher veröffentlichten Reise-



Sinnenansicht des Kongreßgebäudes in Washington.

gebracht werden. Die gesamte Anlage, die eine Fläche von 25 000 qm umfaßt, ist durch eine Umzäunung von der Außenwelt abgeschieden.

**Zum 70. Geburtstag Maximilian Schmidts.** „Volkschriftsteller“ nennt bezeichnen sich selbst Maximilian Schmidt, der am 25. Februar sein 70. Geburtsfest begeht. Aber mit Stolz darf er diesen Titel führen. Verstand er doch, wie nicht leicht einer, in der Seele seines lieben Bayernvolkes zu lesen, daraus hervorzuheben, was an gutem und bösem darinnen schlummert, die Triebfeder seines Wollens und Handelns

rischen Volkston zu treffen weiß, durchweicht Schmidts Erzählungen, verleiht dem Dialekt jenen, selbst den Norddeutschen



Die Kolossalstatue der Freiheit an der Einfahrt in den Hafen von New-York.



Das Gebäude des Staats-, Heer- u. Marine-Departements in Washington.

Zur Amerikareise des Prinzen Heinrich.

dispositionen am 23. Februar den Boden der Union betreten soll, wo ihn als Vertreter der deutsch-amerikanischen großen Verkehrslinien die Generaldirektoren des Bremer Lloyd's und der Hamburg-Amerika-Linie, die Herren Wiegand und Ballin u. a. begrüßen werden, zeigen wir heute ein neues Bild des Präsidenten der Vereinigten

besonders groß und imposant darstellt, so, wie ihn unsere beiden Aufnahmen auf Seite 5 der Beilage zeigen.



Ein „Wolkenkratzer“ in Chicago.

Staaten Mr. Roosevelt, sowie das Gruppenbild seiner Kinder. Von diesen interessiert uns neben der jugendlich lieb-reizenden Miss Alice, der ältesten Tochter, deren wohlgetroffenes Porträt wir Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Präsidenten in einer besonderen, neuen Aufnahme in der letzten Nummer bringen konnten, namentlich noch der älteste Sohn (auf dem Bild ganz vorn links befindlich) von dessen Erkrankung leider die Blätter lesthin meldesten. Hoffentlich ist ihm eine baldige Genesung beschieden, sodaß die Reise des Prinzen nicht noch in letzter Stunde wird aufgeschoben werden müssen. Es würde dies besonders in Amerika selbst sehr störend empfunden werden, wo zahlreiche Städte und Körperschaften bereits umfassende Vorbereitungen zu dem Empfang des Bruders unseres Kaisers getroffen haben. Wir bringen eine Reihe von Ansichten aus den Orten, die Prinz Heinrich nach dem bisher bekannt gewordenen Reiseprogramm zu besuchen gedenkt. Dazu gehört auch, dem Vernehmen nach, der Niagara-fall, der sich, im starren Bann des Winters, jetzt gerade dem Besucher



Die Stadhalle in Chicago, in der Prinz Heinrich voraussichtlich bewirtet werden wird.

**Gräfin Viktorine Buttler-Haimhausen †.** Eine von wahrer Menschenfreundlichkeit und unermüdbarem Wohlthätigkeitsfinn besetzte Frau ist mit der soeben in München verstorbenen Frau Gräfin

Viktorine Buttler-Haimhausen dahingegangen. Etwas mehr denn 91 Jahre hatte die, bis nur wenige Tage vor ihrem Tode in seltenster Geistes- und Körperfrische lebende Greisin an sich vorüberziehen sehen, Jahre reich an selbstgewählter Mühe und segensvoller Arbeit. Die Gräfin war nicht übermäßig reich, doch verstand sie es wie wohl nicht viele, andere für ihre Pläne so zu interessieren, daß deren Verwirklichung ermöglicht werden konnte. So war es König Ludwig I. v. Bayern, mit dessen Beihilfe sie z. B. das Schloßgut Schönbrunn bei Möhrmoos als Erziehungsanstalt für schwache, blöde und geistig nicht normale Bauernkinder einrichten konnte. Eine ähnliche Anstalt für verlassene Kinder hatte die für die notleidende Jugend besonders mitleidig empfindende Frau kurz vorher auch in Sandersdorf geschaffen. Für diese auch rief sie die Anstalten des St. Marien-Heilwig-Ferdinand-Vereins in der Vorstadt Neuhausen bei München ins Leben. Ein Altersheim für Diensthoten, das Asyl für Obdachlose und schließlich das geradezu Wunderbare schaffende Arbeiterinnenheim in München, sind weitere



Die Trinitatiskirche in Boston.



Das „Grand College“ in Philadelphia. Zur Amerikareise des Prinzen Heinrich.

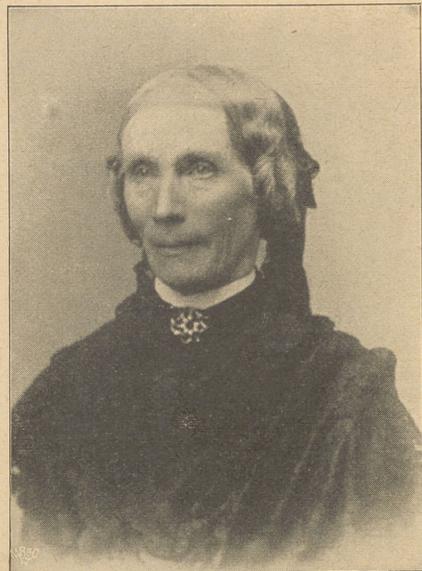


Der Niagarafall in Schnee und Eis.  
Zur Amerika-Reise des Prinzen Heinrich von Preußen.

reiche Erfolge bringende Werke der unermüdlich thätigen Samariterin. Im Verein mit Frau Professor Betty Naue gründete sie 1889 diese letztere Anstalt, deren Ehrenpräsidentin sie auch wurde. Das Wirken der im geheimen soviel des guten stiftenden Frau dokumentiert wohl am besten das Geschenk welches dieser zu ihrem 90. Geburtstag vom Verein Arbeiterinnenheim überreicht wurde, eine Summe Geldes zur Verteilung an ihre Privatarme. Und derer waren es niemals wenige. Hatte sie doch für alle und jeden zum mindesten einen zweckdienlichen Rat. Gehört schon das hohe Alter der Verstorbenen zu den seltenen Erscheinungen, so auch noch die Thatsache, daß die als Tochter des Münchener Bankiers von Ruedorffer am 8. Dezember 1811 geborene Frau, die sich mit 18 Jahren dem Grafen Theobald von Buttler-Haimhausen vermählt hatte, fünfzig Jahre mit diesem im Ehebunde lebte und dabei zwölf Kindern das Leben schenkte. Sechs derselben betrauern in der Heimgegangenen die liebevollste Mutter. Mit ihnen zugleich aber beklagen den unerfesslichen Verlust ihrer Wohlthäterin und

treuen Beraterin zahlreiche Arme und Hilfsbedürftige und die zu deren Unterstützung geschaffenen humanitären Vereinigungen.

**Zur Errichtung des Vercingetorix-Denkmals.** In dem Aufleben der nationalen Bewegung, die das XIX. Jahrhundert für fast alle Völkerstämme Europas gebracht hat, bietet die Wiederentwicklung auch des keltischen Nationalgefühls eine der interessantesten Erscheinungen. Während früher nur das irische Volk, als Nachkommen der keltischen Urbevölkerung des britischen Inselreiches, indem es für seine nationale Eigenart und politische Selbständigkeit auftrat, ein Vorkämpfer für die keltische Sache war, freilich, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, hat das vergangene Jahrzehnt, ein über die Grenzen der modernen Nationen hinausgreifendes Wiederaufleben des Keltenums, einen regelrechten „Panfeltismus“ gezeitigt, indem die Bewegung nicht nur auf die keltischen Volksreste in Schottland und England, sondern sogar auf ihr Stammland Frankreich hinübergegriffen hat. So sieht man denn heut-



Gräfin Buttler-Haimhausen, die bekannte Wohlthäterin in München †.



Die für die Aufstellung auf dem Schlachtfeld von Alesia bestimmte Statue des Gallierfürsten Vercingetorix auf dem Automobiltransportwagen.

zutage das seltsame Schauspiel, daß das nationale Empfinden eines Volkstammes wieder auflebt, das fast zwei Jahrtausende geschlummert hat. Freilich erinnert, wenigstens in Frankreich, diese Bewegung stark an ein künstliches, durch galvanischen Strom erzeugtes Scheinleben, das nicht wohl ernst genommen werden kann. Denn das keltische Volkselement hat sich hier mit den romanischen und germanischen Elementen so fest amalgamiert, daß es längst keine selbständige, lebensfähige Kraft mehr darstellt. Immerhin wird aber trotzdem diese Bewegung des Panfeltismus ein interessantes geschichtliches Moment bleiben und als ein sichtbares Wahrzeichen dafür wird die gewaltige Reiterstatue des großen Keltenfürsten Vercingetorix in die Jahrhunderte hineinragen, die man jetzt in Paris hergestellt hat, um sie als Monument an den von ihm geleiteten Verzweigungskampf seiner Nation gegen Julius Cäsar und seine Römerscharen zu errichten. Das mächtige Standbild ist mit einem starken Last-Automobil auf den Schauplatz jener weltgeschichtlich so bedeutungsvollen Kämpfe im heutigen Burgund gebracht worden, wo es auf einem hochragenden Hügel in der Waldlandschaft seinen Platz finden soll. Übrigens existiert bereits ein Kolossalmonument des tapferen Gallierfürsten in Alesia, der Stätte des letzten Entscheidungs-Kampfes, dem heutigen Flecken Aise im Departement Côte d'or, das ihm Napoleon III. 1865 dortselbst errichtet hat.

# Frauen=Daheim.

Glückliche Leute,  
Die sich sonnen am heißen Heute,

Die sich stählen an Kältetagen,  
Die den brausenden Sturm vertragen!



Abb. 1. Tisch- oder Büffetläufer mit Kreuzstichverzierung in altdeutschem Stil.

## Kreuzstichstickereien.

(Mit 4 Abbildungen.)

Schöne elegante Kreuzstichstickereien von guter Zeichnung und schönem solidem Material haben einen bleibenden Wert und ein beglückendes Ansehen, wie gute Teppiche und echte Spitzen. Gern bringen wir von Zeit zu Zeit neue Muster dieser Art. Zuerst einen Läufer (Abb. 1) für den Speisetisch oder das Büffet. Er ist aus beige-farbenem Zettstoff, mit rotem und blauem waschechtem Frisgarn bestickt; auf roten Stoff, mit grün und schwarz bestickt, wird er zu einer entsprechenden Zimmereinrichtung auch vorzüglich aussehen.

Abb. 2 zeigt ein schönes Längsfeld als Wandbehang oder Decke für eine Truhe. Das herrliche Renaissance-Muster läßt sich durch Wiederholung nach den Seiten beliebig verlängern. Auf beige-farbenem Wolljavafanevas in matten grünen, kupferrothlichen und blauen Tönen mit schwarzen Konturen gestickt, sieht das schöne Stück besonders wertvoll aus. Die Tapissierhandlung von Heinrich Dyt, Charlottenburg, Kantstr. 62, die uns alle diese neuen Muster zur Verfügung stellt, verkauft und versendet Grundstoff und Stickwolle, geschmackvoll in den Farben abgestimmt. Die Näh-tischdecke (Abb. 3) wird auf modenfarbenen Wolljavafanevas mit Wolle und Seide in zartfarbenen bunten Tönen ausgeführt. Auch hierzu liefert die oben genannte Handlung das richtig abgestimmte und sortierte Stickmaterial. (Sämtliche Zuthaten 4 M. 25 Pf.) Die in schwarzer und roter Filofelleseide auf Holbeinleinen gearbeitete Serviertischdecke (Abb. 4) bekommt eine schöne breite Kante aus Durchbruch- und Kreuzstichstreifen. — Alle diese Arbeiten sind auch angefangen von Herrn Dyt zu beziehen.

## In welche Pension schicken wir unsere Töchter?

Die Frage nach einer geeigneten Pension beschäftigt manche Mutter, sobald die Tochter die Schule absolviert hat. Wählt die Tochter einen bestimmten Beruf, so ist die Fachschule leicht gefunden. Die Arbeit für ein bestimmtes Ziel, ein Examen zc. gibt dem Leben und

hört andere Ansichten, lernt andere Einrichtungen kennen. Ihr Gesichtskreis erweitert sich, die Heimat und ihr Elternhaus werden ihr doppelt lieb. Die Mutter, welche ihre Tochter im Haushalt zu eigener Hilfe selbst anleiten will, stößt gar leicht auf allerlei Schwierigkeiten. Nicht immer hat sie das Verständnis für die heranwachsende Tochter, sie sieht in ihr noch das Kind, nicht eine



Abb. 2. Wandbehang in farbigem Kreuzstich auf modenfarbenem Grund. Renaissance-Motiv.

Lernen ein frisches Interesse, indes das Nippen an allerlei schöngestigen Dingen als Dilettantismus nur ermüdet. — Zweckmäßig, ja, fast möchte man sagen, notwendig ist es unter Umständen immerhin, die heranwachsende Tochter kommt für kürzere Zeit aus den heimlichen Verhältnissen heraus, sieht andere Häuser,

selbständig denkende Persönlichkeit, die ihren Teil Freiheit im Denken und Handeln beansprucht. Die Tochter lehnt sich gegen die mütterliche Behandlung leicht auf. Zeitweiliger Aufenthalt in anderen Verhältnissen wird da versöhnend wirken. Man sucht nach einer Pension, fragt hier und da an.

Was sucht man denn im allgemeinen für solche Töchter? Gute Verpflegung, hübschen Aufenthalt, etwas Unterricht, französisch und englisch Parlieren, allerlei Kurzweil zc. Nach der Geistesrichtung, der Herzensstellung der Leute, denen man die Tochter anvertraut, fragt man viel weniger, und doch ist der Einfluß der Eindrücke in jungen Jahren so nachhaltig. Wie leicht bringt die Tochter aus ungeeigneter Pension allerlei Anschauungen und Bedürfnisse mit heim, die für das Elternhaus nicht passen. Die Mutter erwartet Hilfe. Die Tochter aber will sich amüsieren, muß ein französisches oder englisches Kränzchen haben, will Theater, Konzerte besuchen zc., Lawn tennis spielen, Reiten, Nadeln zc., richtet sich ein Atelier ein für ihre schönen Künste zc. Mutter ist verstimmt, Vater ungehalten über die Ausgaben, die Tochter selbst unbefriedigt.

Worauf sollten denn alle Mütter sehen bei der Wahl einer Pension? Nicht danach, daß die Tochter für viel Geld des Vaters ein vergnügtes Jahr hat, sondern daß die Pensionszeit eine Zeit der Saat, des Lernens, des Sammelns, des Dienens sei, die Frucht bringt fürs Leben. Man richte sich



Abb. 3. Näh-tisch- oder Kommodendecke mit Kreuzstichstickerei in orientalischem Geschmack.

nach Charakter und Anlage der Tochter, nicht nach dem, was diese oder jene Mutter empfiehlt. Meistens bedürfen die jungen Mädchen nach den anstrengenden zerstreuten Schuljahren eines stillen Aufenthaltes, wo der Körper sich stärken und die Geisteskräfte sich sammeln können. Man wähle darum ein stilles Haus mit geordnetem Familienleben in schöner, gesunder Gegend. — Man überzeuge sich wenn möglich vorher selbst vom Geist des Hauses, ob schlichtes, grades, deutsches Familienleben, gegründet auf praktisches, frühliches Christentum vorhanden ist. Wo diese Voraussetzungen erfüllt sind, da ist's gut. Man trachte nicht nach ausländischem Wesen, nach fremden Sprachen als Hauptsache. Was nützen die solchen Töchtern, die keinen Beruf ergreifen? Mit der fremden Litteratur verleiht leicht Geringschätzung der deutschen Geisteswerke ein, weil die Jungfrau sie nicht kennt, nicht lernt, dabei nicht verstehen kann. Lange genug haben wir Deutschen nach Frankreich, nach England geblickt. Bismarck sagt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, Kapitel 6, Sansjoui und Koblenz: „Man hatte zu Anfang und Mitte des Jahrhunderts den Eindruck, daß französische und noch mehr englische Autoritäten den einheimischen überlegen seien. Unsere deutsche Art findet den schärfsten Ausdruck in der Redensart: ‚Das ist nicht weit her, taugt also nichts.‘ — Trotz Goethe, Schiller und aller Größen in den elyseischen Gefilden von Weimar, war doch diese geistig hervorragende Residenz nicht frei von dem Alp, der bis zur Gegenwart auf unserem Nationalgefühl gelastet hat, daß ein Franzose und vollends ein Engländer durch seine Nationalität und Geburt ein vornehmeres Wesen sei als der Deutsche.“

In gutem Hause, wo christlich deutscher Geist regiert, ist man auch in Bezug auf gesundheitliche Verpflegung gewissenhaft. Von solcher Pension kehrt die Tochter heim, körperlich gesund, ohne Bleichsucht, geistig fröhlich und angeregt mit idealem Sinn für Kunst und Wissen, Litteratur und Sprachen, Musik. Voll Dank kehrt sie ins Elternhaus zurück, der Mutter eine Stütze, dem Vater zur Freude, den Geschwistern eine treue Helferin und fröhliche Gefährtin, selbst befriedigt und glücklich, dem Hause zum Segen. **Th. A.**

**Deutsche Lehrerinnen in England.**

Wie wir einem Bericht entnehmen, den Helene Adelmann über die Ergebnisse des 25. Jahres der Thätigkeit des Vereins deutscher Lehrerinnen in England auf seiner letzten Generalversammlung gab, sind die Ausichten auf Anstellung deutscher Lehrerinnen in Großbritannien trotz Krieg und Teuerung nicht ungünstiger geworden. „Wir könnten“, so sagte sie, „40 Prozent mehr gute Kräfte unterbringen, wenn sie eine Fremdsprache beherrschten und musikalisch wären. Glücklicherweise leidet unser Stellenmarkt unter den unerquicklichen politischen Verhältnissen nicht ebenso wie die meisten anderen Geschäfte. Es sind jedoch alle Lebensbedürfnisse so sehr verteuert worden, die Steuern und sonstigen Abgaben sind so enorm gesteigert, daß der Vorstand voraussichtlich eine Erhöhung des Pensionspreises von 18 auf 20 Schillinge per Woche ins Auge fassen

muß, wie dies in den meisten ähnlichen Anstalten schon längst geschehen ist.

Im Sanatorium sind dieses Jahr neun Patientinnen verpflegt worden, im Konvalescentenheim waren 33 Lehrerinnen. Im „Dahlein“ selber hielten sich durchschnittlich 20 Mitglieder per Woche auf, entweder als Stellensuchende, oder zum Studium, oder als Tageslehrerinnen. Wir warnen immer wieder vor Engagements direkt von Deutschland aus, denn keine gute Familie oder Schule stellt hier eine Lehrkraft an ohne vorausgegangene persönliche Vorstellung. Und doch schreiben uns besorgte Väter, sie lassen ihre Kinder nicht gerne ohne feste Stelle nach England gehen. Lieber vertrauen solche wenig kluge Eltern ihre Kinder öfters einer unbekanntem Agentur an, die sie zu unbekanntem Leuten bringt, als daß sie dieselben im sicheren Hafen des Vereins landen lassen, von wo aus sie sicher und gefahrlos ihre Wege finden — eines Vereins, der einzig und allein das Wohl von Deutschlands Töchtern in der Fremde im Auge hat. Das neueste Lockmittel ist das Versprechen von Reisevergütung nach einjährigem Aufenthalt. In verschiedenen uns kürzlich bekannt gewordenen

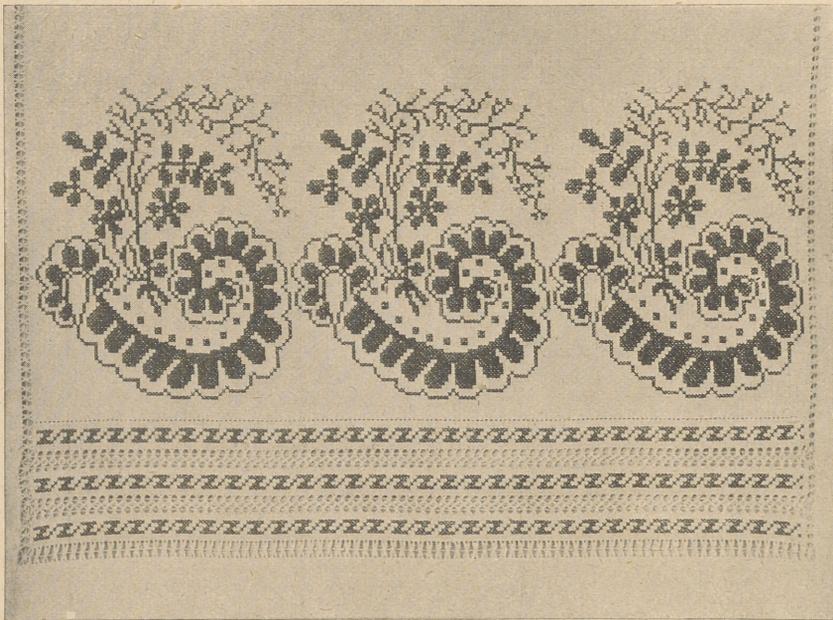


Abb. 4. Serviertischbede mit Kreuzstichstickerei.

Fällen war es der deutschen Lehrerin unmöglich, ihr Jahr anzuhalten, und in zweien sogar hat man sie nach der Arbeit des vollen Trimesters vor den Ferien wegen ungenügender Musik weggeschickt, um so nicht allein das in Aussicht gestellte Reisegeld von Deutschland aus, sondern auch die versprochene Pension für die Ferien zu sparen.

Erwähnt sei noch, daß der Verein für solche, die nur Englisch studieren wollen, seit 1883 vorzügliche Vorkehrungen im St. Alban's College getroffen hat, wo die Studentinnen Pension und täglich vier Stunden Unterricht für 40 Mark pro Woche erhalten. Anmeldungen richtet man an die Leitung des Vereins 16, Wyndham Place, London, W.

**Heilmittel.**

Als vorzügliches Mittel gegen Frostbeschwerden kann ich Linsenbäder empfehlen. 1 Pfund Linsen kocht man in Wasser weich und badet die erfrorenen Gliedmaßen darin, das Jucken verschwindet ganz, ebenso die Rötze; das Bad muß öfter wiederholt werden und zwar so heiß, als man es eben ertragen kann.

**Abonnentin in Spandau.**

**Für die Küche.**

Wiß-Kaffeeluchen. Man heize den Backofen, bevor man den Teig anzurühren beginnt, nehme

1 Pfd. Mehl, 1/4 l Milch, 1/2 Pfd. Zucker, 1/4 Pfd. erweichte Butter, die Schale 1/4 Citrone, 4 Eier, das Weiße zu Schnee geschlagen, und 1 Paletchen von Dr. Deffers Backpulver (zuletzt untermengen!) Querschnittmenge man Mehl, Butter, Eibitter, Milch, eine Prise Salz, ziehe den Schnee der Eiweiße hindurch, dann das Backpulver, buttere eine Form gut aus, streue Zwieback- und Mandelkrumen hinein. Dann den Teig eingeben und eine knappe Stunde backen. (Alles kalt anrühren!) **L.**

**Semmelkuchen.** Man rühre 7 Eibitter, 1/2 Pfd. Staubzucker, die Schale 1/4 Citrone, 4 Eier, fein gestoßene Mandeln, 120 g geriebene und durchgeseibtes Weißbrot oder Zwiebad, den Schnee der Eier und den Saft einer ganzen Citrone hindurch, schlage den Teig etwa 5 Minuten, gebe von Dr. Deffers Backpulver 2 Theelöffel hinzu, thue die Masse in ausgebutterte und mit Semmel bestrichene Form und backe sie 45 Minuten in mäßiger Hitze. (Alles kalt anrühren!) **L.**

**Fragen.**

37) Wer weist einer erwachsenen dankbaren Schülerin ein Gedicht zur Hochzeit eines verehrten ehemaligen Lehrers nach? **Eine Ratkose.**

38) Eine junge Dame, Ende der Zwanziger, welche sich zur vollständigen Ausbildung in der französischen Sprache mehrere Monate in der französischen Schweiz aufhalten möchte, bittet freundliche Leserinnen um Empfehlung einer angesehenen Familie, welche 1 bis 2 Damen aufnimmt und gemüthliches Familienleben bietet. — Eventl. auch kleine Familienpension geeignet. Im voraus herzlichsten Dank. **L. W. in Westfalen.**

39) Kann vielleicht eine freundliche Leserin mir den Titel eines Handbuchs über die Webekunst, speziell der schwedischen Handweberei nennen? **P. A. in W. (Holland.)**

40) Kann mir eine freundliche Dahlemlerin ein Gedicht für ein Tagebuch angeben? Ich will mit letzterem ein Geschenk machen. Das Gedicht soll gleichzeitig eine Widmung sein. **A. in L.**

41) Will mir eine freundliche Dahlemlerin mitteilen, ob sie das im Dahleim empfohlene Parfööl schon verucht hat und mit welchem Erfolg? **Fr. A. S. in L.**

**Auskunft.**

Fr. 26. (**A. M. in G.**) Sie fragen nach einem guten Buch über häusliche Krankenpflege; ich erlaube mir, aufmerksam zu machen auf das Werk: „Wie pflegen wir unsere Kranken? Grundriß der Krankenpflege für Pflegerinnen, Schwestern und Familien von einer Noten Kreuzschwester“. Verlag von Elvin Staube, Berlin.

**A. S. in Hamburg.**  
Fr. 28. (Pfartrau im Harz.) Die Waschmaschine Europa habe ich 15 Jahre im Gebrauch; sie funktioniert noch immer tadellos, wie zu Anfang und hält jeden Vergleich mit anderen dergleichen Maschinen aus. Ich kann sie warm empfehlen. Das Hausstandsgeschäft von Echhof, Altona, Königstraße, hat sie geliefert.

Fr. 31. Ich empfehle Ihnen, Ihre wertvollen Goldbramen mit Gerstendörfers flüssiger Goldbranze aufzukrüpfen, die mit Gebrauchsanweisung in besseren Droguerien zu haben ist. Ich sah damit behandelte Barockarmen in völlig neuem Glanze ersehen. Die Zinktur ist dünnflüssig, nicht blig, und trägt so zart und leichtkräftig und dabei doch gut bedend auf, daß sie alle anderen mir bekannten Sorten weit übertrifft. An den Bronzearmen meiner Biansolampen habe ich alle Reinigungsmethoden umsonst versucht, mit Gerstendörfers Bronzeturm zweimal überstrichen, haben sie nichts von ihrem Metallcharakter verloren und sehen wie neu aus. Eine haltbare echte Blattvergoldung, vom Vergolder vorgenommen, ist allerdings das schönste, haltbarste, aber auch kostspieligste Auffrischungsmittel. Ein mittelgroßer Sopaspiegel kostete vor Jahren 10 Mark, ist aber heute noch tadellos.

**Redaktionspost.**

**E. A. B. E.** Alte bunte Modenbilder liefert Ihnen das Kunstantiquariat von Emanuel Mai in Berlin W., Leipzigerstr. 113.

**M. in Kiel und Anderen.** Die Ungelegenheit der Tracht radelnder Schwestern ist abgeschlossen. Westen Dank!

**Hedwig G.** Das Gedichtchen können wir leider nicht bringen! Besten Dank!

**Abonnentin in Gothenburg.** May & Widmayer, München, Amalienstr. 7, verleiht, soviel wir wissen, beides: Vorlagen und auch vorgezeichnete Holzstöcke.

**Jenni E.** Wenden Sie sich an die Verlagsbuchhandlung von C. Haberland, Leipzig-Neuditz, Grünstraße 4/6, oder an H. Ebenburg, München, Gluckstraße 11, Verlag der „Siebhaberkünne“. Namentlich die erstere hat in ihren Verlagswerken einiges, das Ihren Wünschen entsprechen dürfte.

# Dahheim



## Es blasen die Trompeten.

Roman von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)



„Ich weiß wohl, Hermann,“ sagte Ellen, „daß Du's hast überwinden wollen. Aber es ist stärker als Du. Und es zehrt an Dir. Und mehr und mehr wird es uns trennen. Und schließlich — uns unglücklich machen. Beide!“

Der Klang ihrer Stimme, so ruhig sie begonnen hatte, schnitt ihm ins Herz. In einer mächtigen Aufwallung preßte er sie plötzlich an sich. „Das kann uns nicht trennen — nichts, nichts darf uns trennen.“

Sie sanken auf der Fensterbank nieder, sich fest umschlungen haltend.

So weh es ihnen that, sich all ihre Zweifel und inneren Kämpfe eingestehen zu müssen — sie empfanden die offene Beichte jetzt doch selbst als eine große Erlösung.

„Es hat mir immer davor gebangt,“ gestand sie ihm flüsternd, „immer sah ich den Tag kommen, an dem Du das schmerzlich vermissen würdest, was früher dein Leben ausgemacht hat: die Truppe — die Reiterei. Und an dem Du Dich grämt darüber, daß ich nichts davon verstehe.“ Sie hob seufzend die Schulter. „Es wäre auch nichts damit eingeholt, wenn ich jetzt noch, nach meinen schwachen Kräften, versuchen wollte, dir auch darin zu folgen. Wie die Verhältnisse hier nun einmal geworden sind, paßt es nicht zu mir — oder ich passe nicht dafür. Ich fühle es selbst. Und es thut mir so leid — Deinetwegen.“

Die Bemerkung Malwischkes huschte ihm durch den Sinn. Jetzt, wo sie es selbst so schlicht und offen aussprach, befaß es nichts Demütigendes mehr für ihn. Im Grunde hatte sie ja recht. Hatte er denn nicht auch das Unvereinbare seiner alten Reiterlust mit seinem jetzigen nüchternen Beruf gerade in den letzten Tagen in allerlei beschämenden Kleinigkeiten an sich persönlich erfahren?

Ehrlich räumte er's ihr ein.

„Aber ich werde mich ja wieder frei davon machen, Schatz!“ sagte er, tief aufatmend. „Hab' nur noch ein wenig — ein klein wenig Geduld mit mir. — Noch einmal kommen die Kameraden her — für die letzten paar Manövertage — da treibt mich's dann vielleicht zum letzten Abschied hinaus zu ihnen aufs Feld. Wenn die Trompeten den Offiziersruf blasen — wenn die lieben soldatischen Klänge das alte Reiter-

herz so mächtig locken und bewegen, daß — nun, daß ich nicht widerstehen kann ... Aber vielleicht bezwing' ich mich auch. Still, still, Schatz. — Nun sieh, aber dann schweigen die Fanfaren ja bald wieder im Gelände hier oben. Auf Jahre hinaus. Die Reiter ziehen fort, und mit ihnen versinken die Erinnerungen. Dann wohl für immer.“

Sie schloß die Augen, lehnte ihr bleiches Gesicht an seine Brust. „Aber ein Stück Deines Herzens geht mit. Ja, ja, das fühl' ich jetzt.“

„Ellen,“ sagte er ganz erschüttert, „sind wir nicht Kinder, daß wir uns damit quälen? Was soll die kleine Episode an uns, an unserer Liebe geändert haben? Es wird werden, wie's zuvor war. Von mir aus gewiß. Wir werden uns nur um so fester an einander schließen.“

„Ich wünsche ja nichts sehnlicher,“ flüsterte sie. „Ich fühle mich so voller Schuld Dir gegenüber.“

„Bitte, Liebste, bitte, sprich nicht so. Ich kann's nicht ertragen.“

Sie atmete erregter. In ergriffenem Tone kam's dann von ihren Lippen: „Das freie Leben stand vor Dir, blühend, lachend, groß und lockend. Du warst geschaffen zur hellen Luft. Und ich hab' Dich mit mir gezogen in all den kleintlichen Jammer. Erst in das Glend mit Vater. Nun in die neue Vereinsamung. Wie Du mich hasßen müßtest!“

„Ellen!“ entfuhr es ihm entsetzt.

Sie hatte sich seinen Armen entzogen, war durchs Zimmer gelaufen, nun warf sie sich schluchzend in einen Stuhl am Kamin. Er kam ihr nach, hob sie empor, küßte sie, zog sie wieder an sich und beschwor sie, von diesen selbstquälerischen Gedanken abzulassen. Aber sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Zitternde Angst erfüllte sie, daß diese Erinnerung an die alten schönen Zeiten nun dauernd einen Stachel in seinem Herzen zurücklassen würde.

Er fand endlich die innigen Worte, um sie zu überzeugen. Ihr Kummer riß ihn mit fort. Er war selbst tief bewegt.

„Ja, glaubst Du etwa,“ rief er schließlich, „ich würde heute auf Dich verzichten, wenn ich noch einmal vor der Wahl stünde?“

Sie atmete tief und schwer. „Das ist — kein Almosen?“ flüsterte sie stockend. „Das ist — die Wahrheit?!“

„Bei meinem Wort als Ehrenmann!“

Ganz haltlos sank sie in seine Arme. Unter Thränen brachte sie hervor: „Ach, armer Liebster, wenn Du so scheu und verstört und bedrückt gingst und kamst, wenn ich Dich im Geist immer noch draußen im Freien bei den Kameraden wußte und mir vorstellte, wie Du hier im Haus alles so trübe, so armselig empfinden müßtest, dann schrie's in mir auf, ich empörte mich gegen mich selbst, daß ich Dir im Wege gewesen bin...“

„Still, still! Sieh, jetzt lacht uns ja die Sonne in unserem Heim wieder... Schweig', Ellen, sag' kein Wort! Nein, Du hast keine Schuld. Ich weiß jetzt, wie unrecht ich Dir oft gethan habe.“

Er küßte sie auf die Augen. Sie schlug sie dann voll zu ihm auf.

„Vielleicht solltest Du das doch annehmen, was Dir da geboten wird, Hermann. Das sind größere Verhältnisse. Und es ist eine Thätigkeit, in der Du Deine Talente vielleicht eher verwerten kannst. Dort kämst Du auch wieder ins Freie — und aufs Pferd, ohne Ärger und Neid zu erwecken.“

Ein wehmütiges Lächeln huschte über sein Antlitz.

„Hätte sich mir's damals geboten — und aus anderer Hand — vielleicht hätt' ich's dann angenommen. Und doch... Nein, es wär' auch damals nicht möglich gewesen. Wie hätten wir dort für Vater sorgen sollen.“ Er atmete auf. „Aber alles eins. Wozu jetzt das Wenn und das Wäre! Da hat uns das Schicksal hergestellt — da harren wir aus. Wir haben's uns ja selbst geschaffen.“

Sie schüttelte seufzend den Kopf. „Ich hab' es Dir geschaffen. Ach, sieh, das war's ja all die Jahre über, daß ich ohnmächtig mit ansehen mußte: dieser Druck lag eben so schwer auf Dir wie auf mir. Die Sorge um Vater! Die hat uns beide um die schönste Jugend gebracht.“

„Nicht mehr bitter werden, Ellen.“

„Doch, doch! Ich kann's nicht verwinden, daß Du, gerade Du, dem ich das Leben so klar und golden hätte schaffen mögen, unter dem Glend hier im Hause mit leiden mußtest, — und daß ich das willig hinnahm. — Ach, wenn sie herzogen über Vater — sich belustigten — wie litt ich darunter! Deinetwegen! Weil es Dich so tief traf wie mich! Und weil Du durch all das zur Einsamkeit verurteilt warst...“

„Hast Du etwa die Fremden vermißt, Ellen?“

„Ich nicht. Ich hatte ja Dich.“

„Und ich hatte Dich,“ sagte er lachend. Und freier, sicherer fuhr er fort: „Siehst Du, das ist's eben, worin Frau Nora sich irrt — was sie gar nicht verstehen kann. Sie meint: ich entbehre hier das bißchen Glanz, das flottere Leben, das Kasino, die Ehren, die Vergnügungen, die ich im Regiment hatte. Sie wünscht mich nach irgend einem fashionablen Bad, weil ich dort als Kurhaus-Gewaltiger mehr vorstellen könnte als wie in Scherkehnen als Bürgermeister. Ja, will ich denn ‚vorstellen‘?! — Wie klein mir's vorkommt, je mehr ich mich in das hineindecke, was sie mir damit Liebes und Gutes anzuthun meint. Nein, rein das Soldatische war's doch, das Reiterische, was mich wieder gepackt, begeistert und gelockt hatte, als die Regimentstrompeten bliesen, die Erinnerung an die Arbeit in meinem alten Beruf, — nicht die an seine paar äußeren Vorrechte und Genüsse, — das war's wirklich nicht!“

Diese letzten, ernstesten, ehrlichen Worte gaben ihr endlich die alte Zuversicht wieder.

Längst war es finster geworden — noch immer saßen sie in inniger Umschlingung bei einander. Etwas Feiertägliches, Festliches, Beseligtes kam in ihre Stimmung. Es war ihnen beiden, als festige sich in diesen Stunden der Bund ihrer Herzen von neuem. Oft schien es ihm, als wolle sie sprechen, ihm aus tiefster Seele noch irgend etwas darlegen, was der Klärung bedürftig sein mochte — aber seine Küsse ließen sie nicht mehr zu Worte kommen. Sie verstanden einander ja wieder. Nun sollte die lange Unklarheit und Entfremdung der letzten trüben Zeit vergessen sein!

... Erst in den nächsten Tagen beschäftigten sie sich dann mit der Frage, was man Frau Nora nun eigentlich zu antworten habe.

Ellen sah in dem Angebot der Fremden wirklich nichts anderes als den Versuch, sich einer längst empfundenen Dankeschuld bei erster Gelegenheit bequem zu entledigen. Die mehr materielle Vermittelung bildete natürlich kein Äquivalent für die moralische Stütze, die Sefkingen ihr damals geboten hatte. Das Unpassende in diesem Antrag empfand Ellen wohl auch. Das war indessen eine so feine Taktfrage, daß darin das Urteil eines jeden einzelnen von dem des nächsten abweichen mochte. Und Ellen wollte lieber den guten Willen für die That sprechen lassen. Von irgend einer Eifersuchtsanwandlung war sie jedenfalls himmelweit entfernt.

Der Zufall wollte, daß der folgende Tag für den Bürgermeister eine Fülle neuer Unannehmlichkeiten im Amt brachte. Sefkingen hatte es in der letzten Zeit drückend empfunden, daß er sich gegen Ellen darüber nicht frei aussprechen konnte. Nun wälzte er sich endlich wieder alles vom Herzen herunter. Für ein hitziges Temperament, wie das seine, war das eine wirkliche Wohlthat — eine Befreiung. Ellen aber ließ sich hernach das alles noch lange durch den Kopf gehen.

Es war nicht abzutreiten, daß sich hier auf verschiedenen Seiten, mit denen man bisher leidlich ausgekommen war, neuerdings eine gewisse Animosität gegen sie beide regte: man nahm Sefkingen die plötzliche Freundschaft mit den Kürassieren übel. Allerlei Chikanen aus der Bürgermitte ließen sich auf diese kleinliche Eifersucht zurückführen.

Hatte Sefkingen wirklich vor, Frau Koras Anerbieten abzulehnen, so war er nach wie vor an diese Umgebung gebunden — und die Lebensklugheit erforderte dann Duldung. Eine schwere Prüfung für einen Choleriker wie Sefkingen. Das alles überlegte sich Ellen wohl.

Auch am darauffolgenden Tag konnte sie sich darum noch nicht entschließen, den Brief an Frau von Bottlar zu schreiben, mit dem man gewissermaßen die letzte Brücke hinter sich abriß.

Ihr Gatte war so frisch und angeregt von seinem Frühritt heimgekehrt, daß sie es jetzt selbst als Grausamkeit empfand, wie man ihm hier diese einzige Freude mit Gewalt zu verkümmern bemüht war. In all dem mochte es dort in dem belebten modernen Bade besser sein. Er schien auch selbst wieder ein wenig schwankend geworden zu sein.

Bei Tisch erzählte er ihr von seinen einstmaligen Urlaubstagen, die er in Baden-Baden zugebracht, schilderte ihr in wachsender innerer Anteilnahme ein paar Kennen, die er da miterlebt hatte, sprach von interessanten Leuten, die er dort getroffen. Und aus seinen Worten klang doch ein wenig Sehnsucht heraus.

Schließlich meinte er freilich, um in einem solchen eleganten Kreis mit fortzukommen, dazu gehöre ein Aufwand, den sie nicht treiben könnten. Frau Nora verstehe das nicht zu berechnen. Und darum sei's besser, sich gar nicht erst in eine womöglich schiefe Position bringen zu lassen. Aber ganz so fest abweisend wie am ersten Abend war sein Ton nun doch nicht mehr. Ihr feines Ohr erkannte alle, auch die leisesten Nuancierungen seiner Stimme wohl heraus.

In diesen Tagen erklang in den Nachmittagsstunden von fern her ein mörderisches Gewehrfeuer, das allmählich näher rückte. Große Kolonnen Infanterie und Artillerie zogen dann durch Scherkehnen, kriegsmarschmäßig beeilt, und zwischen dem Dorfbruch und den Uszninkener Forst kam es gegen fünf Uhr zu einer bedeutenden Platzpatronenschlacht, an der die ganze Ortschaft als Zuschauer teilnahm. Den meisten Einwohnern war es, als habe sich sogar der Grenzpatrouillen jenseits des Flusses und der Kasernenabteilungen zwischen den großen Kasernements Miesko und Nowoje Krosche im Russischen drüben eine gewisse Aufregung bemächtigt.

Sefkingen war ans Amt gebunden. Da Scherkehnen für diese Nacht Einquartierung bekam, war für ihn den ganzen Tag über keine Möglichkeit, selbst mit hinauszureiten.



In der Kirche in Nolenbam. Nach dem Gemälde von H. Bourje.

In später Abendstunde kam der Distriktskommissarius, um ihn in die Kneipe abzuholen.

Es würde böses Blut gegeben haben, hätte er auch heute wieder abgelehnt.

Die paar Infanterieoffiziere, die in den Staatszimmern des Gasthofs einquartiert worden waren, zogen sich aber frühzeitig zurück, denn die ‚Kriegsloge‘ erforderte anderen Tages die Bereitschaft schon um fünf Uhr.

Um so seßhafter zeigten sich die Einheimischen, die heute ein besonders ergiebiges Gesprächsthema hatten: die Grenzaufseher, die Steuerbeamten, der Arzt, der Apotheker, sogar der Lehrer — sie alle wußten heute aus ihrer Militärzeit zu erzählen, freilich Anekdoten, die sie schon hundertmal zum besten gegeben hatten, und der Kommissar, der Veteran war, schlug wieder sämtliche Schlachten von anno 70/71.

Sekkingen merkte, daß das Abwacen waren, die man ihm machte; er gab sich auch redliche Mühe, den Ton zu finden, der von ihm erwartet wurde. Aber es gelang ihm nicht. Die guten Leuten blieben eben immer nur am Äußerlichen haften. Was ihn mit der Truppe verbunden hatte, das begriffen sie nicht.

Auf dem Nachhauseweg fragte er sich ganz erstaunt, warum er's denn jetzt erst so quälend empfand. Hatte er denn früher die starke Scheidewand nicht gesehen, die ihn von seiner Umgebung trennte?

Sein innerlicher Groll wuchs und wuchs.

... Nachdem sich der Bürgermeister verabschiedet hatte, gab unter den Zurückbleibenden ein Wort das andere. Man sprach über hochmütige Feudale, die sich nicht in Subalternstellungen zurechtfinden wollten — über Reiteroffiziere, die ihren ‚Tick‘ auch in sechs Jahren Civilleben nicht los würden. Sekkingens Name wurde nicht genannt — aber sie freuten sich alle herzlich darüber, daß man einander auch so verstand. Und die Sitzung währte länger als üblich...

Daheim verriet Sekkingen nichts von seinen trübseligen Beobachtungen.

Ellen war noch wach, als er heim kam. Es bestand zwischen ihnen seit ihrer Ausöhnung eine warme, liebesgelige Stimmung — fast wie im ersten Jahr ihrer Ehe. Aber beide empfanden dabei doch eine geheime Bangigkeit, die sie vor einander zu verbergen trachteten. Auch heute abend wieder. Er wollte nicht fragen, ob sie schon an Kora geschrieben — ihr wieder fiel es auf, daß er über seine Erlebnisse bei den Bekannten kein Wort verlor.

Sie lag oft schlaflos in dieser Nacht — dachte wieder nach, was nun wohl das rechte sei — kam aber zu keinem Entschlusse.

Sollte sie Frau von Bottlar abschreiben — sollte sie zusagen?

Ihr Gatte schien ihr die Entscheidung überlassen zu wollen.

Und sie — fand den Mut nicht dazu.

\* \* \*

Auch den folgenden Morgen über ward Scherkehnen in den Gang der kriegerischen Ereignisse verstrickt.

Es war der zweite Tag des Korpsmanövers.

In der Frühdämmerung war die Infanterie abgerückt, unter allen möglichen Sicherungsmaßregeln, ohne das Spiel zu rühren.

Die Truppen hatten Helmkappen auf und markierten über die Grenze hereingebrochene Russen.

Die Schuljugend gab der Avantgarde das Geleite. Sogar viele Erwachsene machten heute blau, um sich dem militärischen Schauspiel zu widmen.

Hungrig, bestaubt und todmüde kehrte die Mehrzahl der Civilisten zum Mittagessen zurück. Die ‚Russen‘ marschierten in gerader Linie nach Preußen hinein, Kavalleriespitzen und die Avantgarde voraus, die sich gegen den Feind hin in immer winzigere Abteilungen gliederte, eine rechte, eine linke Seitendeckung schob sich nebenher, Artillerie war bei der Vorhut und beim Gros, das ganze Gelände dazwischen wimmelte

von Patrouillen. Sie und da hörte man's auch wieder knallen. Aber zum Treffen, zum Schlagen wollte es noch immer nicht kommen. Die ‚Preußen‘ zogen sich plänkelnd zurück; wahrscheinlich hatte ihr Gros hinter der Bahnlinie eine gute Aufnahmestelle inne. Unter diesen Umständen gingen die Scherkehnen vorausichtlich des Bergnügens verlustig, die Schlacht in nächster Nähe geliefert zu sehen.

Der Kommissar erteilte seinen Bekannten auf dem Marktplatz und in der Frühstücksstube bei Dümeneit taktische Audienzen. Er war über General- und Spezialidee des Korpsmanövers unterrichtet und wußte im voraus, wie sich die Sache entwickeln würde: Zwei Meilen von Scherkehnen nahmen gegen Abend die ‚Russen‘ eine Vorpostenstellung ein, in tadelloser Gliederung mit Feldwachen bis nahe an die Bahn hin, während der Nacht würden sich beide Parteien ein bißchen beunruhigen, ohne ernstlich Schaden anzurichten, und am nächsten Tage dürfte es dann längs der ganzen Bahnstrecke Lasballen-Balkischen zu aufregenden Gefechten kommen. Da werde man ‚dabei gewesen sein müssen‘.

Im Grunde ihres Herzens hielten es die Eingeborenen von Scherkehnen heute mit den ‚Russen‘. Die Helmkappenleute waren die ‚ihren‘. Man war deshalb ein wenig um sie besorgt. Hatte der Kommissar doch herausgerechnet, daß sie sich den ‚Preußen‘ gegenüber bedeutend in der Minderzahl befanden.

Da, gegen fünf Uhr — Sekkingen hatte eben aufzäumen lassen, um noch für ein Stündchen hinauszureiten und sich die Sache selbst mit anzusehen — kam der Gendarm in ziemlicher Aufregung zum Kommissar gelaufen, der noch immer auf der Kastanienpromenade Vortrag hielt, und teilte ihm mit: eine lange, lange, staubige Wolke ziehe sich dicht an der Grenze von Norden her immer näher an Scherkehnen heran. Man sehe es blitzen, ziemlich hoch überm Boden, — es müßten wohl Reiter sein.

Das wußte sich der Kommissar selbst nicht zu deuten. Er sagte daher etwas dunkel: „Hm, das kann zu Verwicklungen führen.“

Scherkehnen geriet alsbald in Aufruhr.

Von der kleinen Schanze aus, wo der Feuerwehrrübungsplatz lag, hatte man eine vorzügliche Aussicht. Dorthin rannte nun alles. Sogar die Damen ließen sich überreden, einmal aus ihrer Reserve herauszutreten. Es galt sonst nicht für fein, sich ‚bloß des Amusements halber‘ auf der Straße zu zeigen.

Zunächst sah man trotz der Operngläser nichts als lange Staublinien, die sich da und dort verstreut in den Furchen des Geländes vorwärts schoben. Allmählich unterschied man aber einzelne Truppenteile. Und da hieß es plötzlich: die Kürassiere befanden sich an der Spitze. Da diese auf ‚feindlicher‘ Seite standen, umdrängte man, besorgt fragend, den Kommissar, der ein überlegenes Feldherrnlächeln aufgesetzt hatte.

Sekkingen war auf den kleinen Mühlenhügel nordwestlich von Scherkehnen geritten, um Ausschau zu halten. Bald gab's für ihn keinen Zweifel mehr, daß es die selbständige Kavalleriedivision der ‚Preußen‘ war, die da so geheimnisvoll im Rücken des Feindes operierte.

Auch sie marschierte mit besonderer Sicherung, Nachhut und Seitendeckung. Zur Avantgarde gehörten ein paar Schwadronen der Kürassiere. Die Batterie Feldartillerie ward beim Haupttrupp geführt. Die vier Reiterregimenter mußten großartig manöviert haben, um an der rechten Flanke des Feindes so völlig unbemerkt vorübergekommen zu sein.

Jetzt sprengte die erste Offizierspatrouille auf Scherkehnen zu. Es war der junge Graf Zachtrupp, der einen Unteroffizier und einen Meldereiter bei sich hatte.

Im Ort mäßigten sie ihr Tempo. Der Leutnant erkannte die Situation sofort wieder. Lebhaft begrüßte er dann auch den Bürgermeister.

„Das ist zweifellos eine Ovation für Sie, Herr von Sekkingen,“ rief er dem Civilisten fröhlich zu, „geben

Sie acht, in längstens zehn Minuten kommt Rango mit der ganzen königlichen Ersten durch!"

Sekkingen gab ebenso zurück: „Oh, da soll ich wohl Parade abnehmen?“

„Aber sicher! Vielmehr Ihre Frau Gemahlin!“

„Sie haben für heute wohl noch wilde Pläne, Herr Graf? Hier regt sich schon alles über die Frage auf: kommt's vor Sonnenuntergang noch zum Reiten oder kommt's nicht?“

„Es kommt! Excellenz markiert 'n bißchen Zieten!“

„Aha! Links überflügeln und in die Flanke einbrechen?“

„Stimmt! — Sagen Sie, bester Herr von Sekkingen, ist der Bizinalweg hinterm Forst Uszninken, von Höhe 53 nach dem Chausseeschnittpunkt, für Artillerie fahrbar?“

„Ganz ausgeschlossen, Herr Graf! Vom letzten Regen noch so lehmig, daß Ihre sämtlichen Geschütze ersaufen würden.“

„Sie schwören heilige Eide darauf?“

„Wenn's sein muß!“

„Ich bin Ihnen unendlich dankbar. Das spart mir sechs Kilometer Rekognoszierungsrütt. — Unteroffizier Franke, also reiten Sie zurück, Trab, Galopp, Trab, und melden Sie dem Herrn Major . . .“

Während der Leutnant das Dienstliche erledigte, ritt Sekkingen nach der Promenade zurück und berichtete seiner Frau, die am Fenster erschien, über das Durchkommen der ersten Schwadron.

Er war aufgeregter, als er vor sich selbst zugeben wollte; aber die Freude, die aus seiner Miene leuchtete, war so überaus herzlich, daß Ellen fast mit angesteckt wurde. Noch bevor Ellen indes etwas hatte erwidern können, war er schon wieder auf und davon.

Rango war der Schwadron vorangaloppiert. Am Zollhaus stieß er auf den ehemaligen Kameraden.

„Na, was sagen Sie, Sekkingen?“

„Jamos, Rango!“

„Kommen Sie 'ne Strecke mit?“

„Gern!“

„Wird 'ne puzige Sache heute! Aber heiß! Mir klebt jetzt schon der Kragen!“

„Hollahe, einen Schluck Mosel, Rango?“

„Ne, geht leider nich, es is schamlos! Unsere Kerls kriegen och nicht vor heute abend um achte. Also heißt's: lieber sterben! — Is die Gnädige zu begrüßen?“

Sie legten den Weg zum Bürgermeisterhaus im Trab zurück.

Ellen war inzwischen ins Vorgärtchen getreten. Sie durfte die Gartenthür nicht öffnen, denn die beiden Doggen gebärdeten sich beim Anblick der Pferde ganz wild. Im Freien gesehen, wirkte Ellen noch zarter, noch ätherischer. Der Wind spielte mit ihren blonden Locken, entblößte ihre feingeäderte Stirn. Der Gegensatz zu der kernigen, hünenhaften Erscheinung ihres Mannes fiel auch Rango wieder überraschend auf.

Es blieb ihm aber nicht Zeit, mehr als ein paar flüchtige Worte mit der jungen Frau zu wechseln. Denn schon hörte man die Eskadronspferde innerhalb des Ortes auf dem Pflaster. Das rauschte, scharrte und prasselte ganz ohrenbetäubend, denn die Häuserfronten der schmalen Straße gaben einen starken Widerhall. Kinder sprangen jubelnd den Reitern

voraus; hüben und drüben auf dem engen Bürgersteig drängten sich Halbwüchsige und Große, die der Schwadron durchs Städtlein das Geleite gaben.

„Nu passen Sie auf, gnädige Frau,“ sagte Rango gutgelaunt, „nu wird Ihr Herr Gemahl gleich zu krackeln anfangen. Ich hab' 'ne Heidenangst. Daß ich man ja gut vor ihm abschneide mit seiner alten Eskadron, sonst kommt er mir auf den Kopf. Was, Sekkingen? — Jungens, die Nasen hoch! Richtig, ob mir der schlappohrige Lummel da im dritten Abmarsch nich gleich wieder die ganze Parade verrunjeniert! — Ledermeyer, Sie ehrwürdiger Nachtwächter, möchten Sie mir nich die Liebe anthun, mehr Schenkeldruck zu geben? Ja, Sie meine ich! — Janke II, Nase rechts! Himmelhund is leider verboten, das mag der Herr Major nich hören, sonst . . . Kelmereit, erbarmen Sie sich, was jeben Sie für 'ne ulkige Figur ab! Jungchen, Jungchen, wenn Sie krumme Beene haben, denn is das Ihre Privatsache und hat nicht mit dem Dienst Sr. Majestät zu thun. Aber die königlichen Stulpenstiebel bitte ich besser in Richtung zu nehmen, zum Schwerebrett . . .“

In vorzüglicher Haltung defilierte die Eskadron mit Augen rechts, jeder Abmarsch kastenförmig in sich geschlossen, auch die Unteroffiziere haarscharf ausgerichtet. Ihlfeld und Rappord waren auf Rangos Wink ausgetreten, sie sprengten auf Bürgermeisters zu, sie lebhaft begrüßend, und schlossen sich dann der Schwadron rasch wieder an, deren Beschluß der übers ganze rotgebrannte Antlitz strahlende Wachtmeister Schauroth nebst dem Roßarzt bildete.

„So, meine Gnädige, und nun bitt' ich ganz gehorsamt um Urlaub für Ihren Herrn Gemahl. Schlachttag der königlichen Ersten bei Scherkehnen — da darf doch unser alter Sekkingen nicht fehlen!“

Die Stimmung war fröhlich, Ellen hatte das kleine Erlebnis selbst mit erfrischt, die Reiterlust leuchtete dem Bürgermeister aus den Augen.

„Also — ein letzter Abschiedsgruß!“ sagte Sekkingen. Dann winkte er Ellen noch einmal zu. „Bis heut abend, Schatz!“

„Bloß keine bestimmten Versprechungen!“ wehrte ihm Rango. „Krieg is Krieg! — Habe die Ehre, gnädige Frau!“

In scharfem Tempo setzten sie beide der Eskadron nach, die inzwischen das andere Ende von Scherkehnen erreicht hatte. Unterwegs sagte Rango: „Wissen Sie, warum ich Sie heute 'raushole?“

„Ne,“ erwiderte Sekkingen vergnügt, „aber das thut nichts, es macht mir 'ne heillose Freude.“

„Wird noch toller kommen! Ich hab' Ihnen 'ne großartige Feschichte anzuvertrauen. Die Sie betrifft!“

„So! Die mich betrifft?“

„Sie werden Augen machen, Menschenkind!“

„Mach' ich gleich, wenn Sie wollen. Was ist's denn?“

„Bist! Die da vorn brauchen nich zu hören. Spitzen so schon die Böffel. Kommen Sie, Sekkingen, wir wollen die Rasselbände überholen. Einen Staub wirbelt das Kroppezeug wieder auf . . .“

Sie gaben die Sporen und jagten auf der harten Chaussee vorwärts.

Ihlfeld und Rappord winkten dem Bürgermeister fröhlich zu, als er an ihnen vorüber sprengte.

(Fortsetzung folgt.)

## Kaiserliche und königliche Spezialschiffe.

Eine Skizze von A. Oskar Klaußmann.

Wenn wir von der Königin Kleopatra historischen Angedenkens absehen, die in ihrer Nilbarke ein Pracht- und Prunkschiff besaß und die für ihren Hochmut dadurch genügend gestraft worden ist, daß sie und ihre Barke durch Jahrhunderte den Malern zum Vorwurf gebient haben, war die jungfräuliche Königin Elisabeth von England die erste, die ein königliches Schiff für sich bauen ließ. Ihr, der Königin einer kräftig aufstrebenden Seemacht, ziemte auch ein solches Schiff, um würdig zu repräsentieren, wenn die erlauchte Herrin die Flotte besuchte oder Reisen an den Küsten entlang machte, die zu Schiff

weit bequemer waren, als die Reisen zu Land, selbst wenn es sich um Umwege handelte.

Als die vor kurzem verstorbene Königin Victoria von England zur Regierung kam, fand sich als königliches Spezialschiff die alte Nacht „Royal George“ vor, ein Segelschiff, welches schon von Wilhelm IV. von England erbaut worden war. Dieses Schiff wurde von der Königin und ihrem jungen Gemahl bei ihren Reisen, besonders nach Schottland, viel benutzt. Der Prinzgemahl fand dieses alte Fahrzeug nicht mehr zeitgemäß, und es wurde daher ein Dampf-

schiff, selbstverständlich ein Raddampfer, erbaut, das den Namen „Victoria und Albert“ erhielt. Auf den Fahrten mit demselben hat die Königin die glücklichste Zeit ihrer Ehe verlebt. Sie hing mit großer Pietät an dem alten Schiff und zog es allen anderen königlichen Yachten vor. Die „Alberta“, die „Osborne“, auch die „Galatea“ waren Raddampfer, welche verhältnismäßig langsam liefen. Aber die „old good Queen“, die auch von ihrem Salonwagen aus durch einen Klingelzug den Lokomotivführer energisch ermahnte, langsamer zu fahren, wenn nach ihrer Meinung die Lokomotive ein gar zu gefährliches Tempo anschlug, wünschte auch auf der See nicht, rasch zu fahren. Die alte Königin war gern auf See, war auch seefest; aber ihre Gäste litten auf den königlichen Schiffen, ebenso wie in ihren Schlössern, fortwährend an Zug und Erkältung. Die Königin war eine Fanatikerin der frischen Luft und konnte davon nicht genug bekommen. So war auf den königlichen Schiffen die Ventilationsvorrichtung und ihr gutes Funktionieren die Hauptsache. Außerdem waren die Schiffe sehr breit, damit man bequeme Räumlichkeiten schaffen konnte und damit die Fahrzeuge in schwerer See nicht gar zu sehr rollten, d. h. nach rechts und links herüber schwankten.

Im Jahre 1893 wurde die „Hohenzollern“ fertig, ein Spezialschiff, welches der deutsche Kaiser für sich hat bauen lassen. Die Konstruktion des Schiffes erfolgte ganz und gar nach Angaben Kaiser Wilhelms II., und das Schiff bildet einen neuen „Typ“, ein Mittelglied zwischen einem Kriegsschiff und einem kaiserlichen Spezialschiff. Kaiser Wilhelm, der den Seegang nicht scheut und der für seine persönlichen Bedürfnisse die Einfachheit liebt, verzichtete auf weite Repräsentationsräumlichkeiten und auf breite Korridore, er ließ die „Hohenzollern“ sehr schmal und scharf bauen. So gelang es, dem Fahrzeug die für damalige Verhältnisse kolossale Schnelligkeit von zweiundzwanzig Seemeilen per Stunde zu geben, eine Geschwindigkeit, welche bis heute noch von keinem anderen königlichen oder kaiserlichen Spezialschiff erreicht worden ist. Während bisher die Spezialschiffe anderer Monarchen nur mit einigen kleineren Geschützen zu Salutzzwecken versehen waren, wurde die „Hohenzollern“ vollständig kriegsmäßig ausgerüstet. Sie hat eine ganz achtbare Batterie, hat sechzehn Schnellfeuergeschütze und wäre instand, bei einem Angriff auf hoher See sich ganz energisch zu verteidigen. Im Fall eines Krieges wäre die „Hohenzollern“ als Waise bei ihrer Schnelligkeit noch heute ein ganz vortreffliches Kriegsschiff und würde natürlich auch als solches verwendet werden.

Auch Kaiser Wilhelm I. besaß eine königliche Yacht, die ebenfalls „Hohenzollern“ hieß und ein Raddampfer war. Als Kaiser Wilhelm II. sein Spezialschiff bauen ließ, erhielt die alte „Hohenzollern“ den Namen „Kaiseradler“, und der Name Hohenzollern ging auf das neue Schiff über. Der alte „Kaiseradler“ liegt noch in der Werft zu Kiel und soll jetzt bekanntlich für den Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen wieder in Stand gesetzt werden, da auch des Kaisers ältester Sohn die gleiche Vorliebe für die See hat, wie sein Vater. Wo die „Hohenzollern“ bei Besuchen hinkommt, erregt das schlanke, scharf gebaute und sehr schnelle Schiff allgemein Aufsehen und hat auch in England dieses Aufsehen mit Recht auf sich gezogen. Der jetzige König von England hat schon als Prinz von Wales wiederholt darauf hingewiesen, daß für die königliche Repräsentation durchaus ein anderes Schiff gebaut werden müsse, als die alten „Osborne“ und „Victoria und Albert“. Er brachte endlich seine alte Mutter dazu, eine Dampfyacht zu bestellen, welche ein durchaus modernes Schiff, natürlich nicht ein Rad-, sondern ein Schraubendampfer sein sollte. Es wurde die Summe von acht Millionen Mark für das Schiff ausgesetzt, und die englische Schiffsbaukunst blamierte sich mit dem neuen Bau in einer geradezu ungeheuerlichen Weise. Wenn man an die Schlag auf Schlag erfolgten Verunglückungen der neuen englischen Torpedobootzerstörer denkt, muß man fast annehmen, daß die englische Schiffsbaukunst in einem gefährlichen Rückgange begriffen ist.

Das neue Schiff, das aus Pietät von der Königin ebenfalls „Victoria und Albert“ genannt wurde, erwies sich, nachdem es vom Stapel gelaufen war, als gänzlich verfehlt. Es schlingerte, es rollte und stampfte bei einermäßigen unruhiger See derartig, daß selbst alte und wetterfeste Seeleute es darauf nicht aushalten konnten. Mit dem in letzter Zeit berühmt gewordenen „Metacentrum“ muß irgend ein gewaltiges Versehen bei dieser königlichen Yacht passiert sein. Man hat alles Mögliche gethan, um die Fehler zu verbessern, und nach den neuesten englischen Nachrichten soll es auch gelungen sein, einen großen Teil der schweren Fehler des Schiffes zu beseitigen. Der jetzt regierende König Eduard VII. hat für den Ausbau des Schiffes ebenfalls besondere Anordnungen getroffen und vor allem befohlen, daß es mit schwereren Geschützen armiert wird. Durch die größere Belastung wird wohl der Schwerpunkt des Schiffes und das geheimnisvolle, berühmte Metacentrum in günstiger Weise verlegt werden. Das Schiff wird elftausend indizierte Pferdekkräfte haben, trotzdem aber die Yacht „Hohenzollern“ in Bezug auf Geschwindigkeit nicht erreichen, da es nur zwanzig Seemeilen in der Stunde laufen wird. Es kommt dies wohl vor allem daher, daß auch die neue „Victoria und Albert“ viel breiter ist als die „Hohenzollern“. Es befinden sich in und auf dem Schiff sehr breite Räume und Korridore: die Aufbauten mitten im Schiff enthalten die Räumlichkeiten für den König selbst, weil mittschiffs die Bewegungen des Fahrzeugs am wenigsten zu merken sind. Die Korridore messen  $3\frac{1}{2}$  Meter, für ein Schiff eine wahrhaft königliche Raumbeschwendung. An die

Gemächer des Königs fließt eine Reihe von prachtvollen Salons, darunter ein Speisezimmer, in welchem man bequem fünfzig Gäste placieren kann. In den Aufbauten auf dem Achterschiff sind die Räumlichkeiten für die königliche Familie und für die vornehmsten Personen des Gefolges untergebracht.

Noch ein anderes englisches Monarchenschiff, das indes nichts weiter ist, als ein großer Passagierdampfer, der für königliche Yachtzwecke aptiert wurde, ist der „Ophir“, auf welchem das englische Kronprinzenpaar soeben seine Rundreise durch die englischen Kolonien beendet hat.

Der Kaiser von Rußland verfügt über nicht weniger als neun Spezialschiffe, von denen allerdings ein großer Teil veraltet, zwei sogar noch Segelschiffe sind. Zwei Spezialschiffe kommen für Rußland besonders in Betracht, die „Polarnaja swesda“, welche Zar Alexander III. bauen ließ, und der „Standart“, der unter Alexander III. zu bauen angefangen und unter Zar Nicolaus II. vollendet worden ist. Der regierende Zar benutzt mit Vorliebe den „Standart“ und überläßt den „Polarstern“ seiner Mutter für ihre häufigen Reisen nach Dänemark. Diese „Polarnaja swesda“ (Polarstern) ist wohl das kostbarste Spezialschiff, das jemals von einem Herrscher erbaut worden ist. Es hat nicht weniger als sechzehn Millionen Mark gekostet. Hinter den Schornsteinen, also auf dem Achterteil des Schiffes, befindet sich auf dem Oberdeck ein Aufbau, welcher die kaiserliche Kajüte enthält. Sie ist mit poliertem Eichenholz getäfelt, und die Möbel haben einen Überzug von blauem Saffianleder. Von diesem kaiserlichen Wohnraum führt eine Treppe in das darunter liegende Deck, wo sich das Speisezimmer befindet. Dieses ist der prächtigste Raum im ganzen Schiff. Die Einrichtung hat achthunderttausend Mark gekostet, und es können einhundertfünfzig Gäste placiert werden. An den Wänden befinden sich zu beiden Seiten je sechs Fenster. Die Wandbekleidung ist aus Holzmosaik hergestellt. Zwischen den Fenstern stehen niedrige Sofas mit bordeauxrotem Chagrinlederbezug und zwischen denselben kleine Tischchen mit Mosaikverzierungen. Den Fußboden bedeckt ein blauer Niesensammteppich. Ein großes Büffet mit Spiegelgläsern, ein Marmorbrett und kunstvolle Mosaikverzierungen auf den Holzteilen schließen die eine Schmalwand ab. Hinter dem Büffet führt eine Treppe zu dem nächsten Deck herunter, über welche die Verbindung mit der Küche erfolgt. Der Speiseaal ist in verschwenklicher Weise mit elektrischen Lampen ausgestattet, deren Licht durch matte Glasglocken gedämpft wird. Ein prachtvoller Befehrscher Flügel, dessen Deck mit derselben Holzmosaik wie die anderen Möbelstücke verziehen ist, steht an der einen Wand. Hinter dem Speiseaal befindet sich ein Salon, in dem sich die kaiserlichen Gäste nach dem Diner zur Cigarre und zum Kaffee zurückziehen können, ein Salon, der ebenfalls prachtvoll eingerichtet ist. Das Schiff besitzt außerdem eine Bibliothek von seltener Reichhaltigkeit und einen Wintergarten, in dem ein weißes Marmorbassin mit einer wirklichen Fontäne, die von der Schiffsdampfmaschine aus getrieben wird, zu finden ist. Gegenüber dieser wahrhaft oriental' schen Pracht erscheint die einfache, dafür aber um so schnellere „Hohenzollern“ wie ein ganz gewöhnliches Kriegsschiff, und ihre Einrichtung muß im Vergleich zu der des „Polarsterns“ geradezu als ärmlich bezeichnet werden.

Der „Standart“, die von Nicolaus II. benutzte kaiserliche Yacht, ist ebenfalls ein prächtiges Schiff, erreicht aber in Bezug auf Glanz und Luxus den „Polarstern“ nicht. Das Originellste auf dem „Standart“ ist eine kleine Kirche, resp. eine Kapelle, die auf dem Oberdeck errichtet ist und in welcher Sonntags und bei feierlichen Gelegenheiten von den Schiffsgeistlichen Gottesdienst gehalten wird. An die Kirche fließt ein großer Empfangsraum und ein kleines Speisezimmer für zwanzig Personen. Von da geht nach Achter ein breiter Gang, zu dessen Seiten die Wohnräume des Kaisers, der Kaiserin und der Prinzessinnen liegen. Der große Speiseaal liegt in dem Hauptdeck, kann sechzig Personen fassen und ist mit Gobelins und Tapeten aus gepreßtem Leder ausgestattet. Zwischen den Fenstern sind in die Wand Gemälde eingelassen, die auf goldenem Grunde russische Typen in Nationaltracht darstellen. Auch hier findet man die russische Holzmosaik wieder reichlich vertreten. Der Stil der Möbel und der Einrichtung ist vollkommen russisch. Nicht weniger als elfhundert Lampen beleuchten die Räume, welche dem Kaiser und seinen Gästen zur Verfügung gestellt sind.

Besonders bemerkt muß werden, daß auf besonderen Befehl des Kaisers Nikolaus II. für die Offiziere und Mannschaften sehr bequeme und lustige Räume auf dem Schiffe geschaffen worden sind. Auch der „Standart“ erreicht die Geschwindigkeit der „Hohenzollern“ nicht, da er nur einundzwanzig Seemeilen läuft. Auch er ist nach dem Vorbild der „Hohenzollern“, die überhaupt für die neueren Spezialschiffe der Monarchen als Vorbild gebient hat, mit einer achtenswerten Batterie von modernen Geschützen versehen.

Ein ganz modernes Schiff ist die Yacht des Königs von Siam, die „Maha Schakri“, welche im Kriegsfall auch als Kreuzer verwendet werden kann.

Sehr alt ist der „Sköldön“, ein kleiner, eiserner Raddampfer, der als Spezialschiff des Königs von Schweden dient. Auch die „Savoia“ des italienischen Königs ist nichts, als ein kleiner, veralteter Kreuzer, der für die Zwecke des königlichen Aufenthaltes besonders eingerichtet ist. Die dänische Königsfamilie hat die Spezialschiffe „Drott“ und „Danebrog“. Auch der Sultan verfügt über eine kaiserliche Yacht, den „Fuad“. Da aber der Beherrscher der Gläubigen ein wenig wasserförmig ist, betritt er das Deck des Dampfers

nur, wenn es die Repräsentation unumgänglich erfordert, und er macht dann auch nur Fahrten auf dem Bosphorus. So fuhr Abdul-Hamid bekanntlich auch dem deutschen Kaiserpaar auf dem Bosphorus entgegen, als dasselbe seinen ersten Besuch in Konstantinopel machte.

Die Königin von Holland hat eine sehr hübsche Lustyacht, den „Balk“. Der Kaiser von Oesterreich und der König von Spanien verfügen nicht über Spezialschiffe im oben angegebenen Sinne; auch die republikanischen Präsidenten besitzen derartige Spezialschiffe nicht. Wenn der französische Präsident, gewöhnlich zur Begrüßung des zum Besuch kommenden Zaren, auf die See kommt, muß er sich mit einem Kriegsschiff oder einem der modernen, ein wenig aptierten Torpedobootzerförer begnügen, was der Repräsentation der französischen Republik immerhin einigen Abbruch thut.

Der Präsident von Nordamerika könnte den „Dolphin“ benützen,

ein Schiff, welches für den Chef der amerikanischen Admiralität erbaut worden ist. Der „Dolphin“ ist ein kleiner, fünfzehn Jahr alter Dampfer, stammt also aus einer Zeit, in der man die Schiffe nach ganz veralteten Modellen erbaute. Auch der „Dolphin“ hat Schnellfeuer- und Revolverkanonen, sowie Maschinengewehre und macht einen ganz kriegsmäßigen Eindruck. Der Präsident von Nordamerika muß aber, wenn er dieses Schiff benützen will, sich gegen die Gesetze des Landes vergehen. Diese halten nämlich den Präsidenten in einer Art Gefangenschaft in Washington und verbieten ihm, sich ohne besondere Veranlassung weiter als drei deutsche Meilen aus dem Umkreis von Washington zu entfernen. So dient dieses Spezialschiff meist nur für den Chef der Admiralität, wenn sich nicht der Präsident entschließt, ohne Rücksicht auf das ihn im Bannkreis von Washington haltende Gesetz einmal zu Repräsentationszwecken auf See zu erscheinen.



## Von Buchara bis Samarkand.

Von Hyan Kirchoff. Mit neun Abbildungen.

Als vor einer Reihe von Jahren der bekannte Reisende und Publizist Bamberg sich zuerst anschickte, das transkaspische Gebiet zu durchforschen, da wurde dieser Voratz allgemein

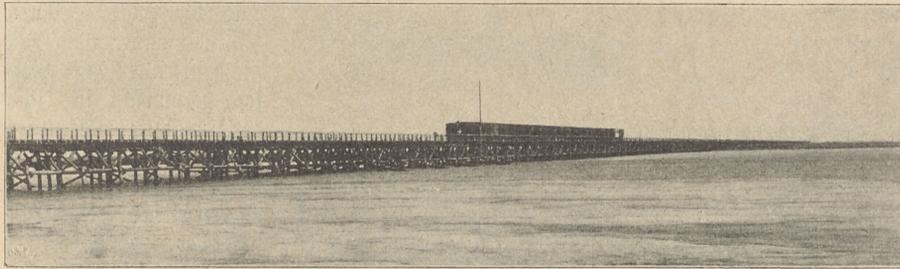
selbst Generäle, welche das jetzt wegsame Gebiet hatten erobert, sprachen sich anfangs gegen ein Unternehmen aus, das man allgemein eine Chimäre nannte. Aber das

Unerhörte wurde zur That — heute durchheilt die Bahn Turkestan bis nach Samarkand, der ehemaligen Residenz Timur Tamerlans, jenes mächtigen Herrschers, der eine unter der Fahne des Halbmondes eroberte Welt sein eigen nannte.

Die transkaspische Eisenbahn steht unter russischer Militärverwaltung und ist eine für die Verhältnisse jener Gegenden recht bequeme Reisegelegenheit. Zwar soll im Sommer, wo die infernalische Hitze die Waggons durch-

glüht und kein Fenster dicht genug ist, um dem schrecklichen Sandstaub den Eingang zu wehren, eine Fahrt auf der transkaspischen Bahn noch immer nicht viel Vergnügen machen; dagegen reist es sich in den kälteren Monaten in der zweiten Wagenklasse, die hauptsächlich für die russischen Offiziere eingerichtet ist, ganz bequem. — Sehr anschauliche Bilder dieser Art zu reisen und gleichzeitig der bereisten Gegenden liefert eine im Verlage von Dietrich Reimer-Berlin erschienene Mappenpublikation, die den Reisenden Dr. Friedrich Sarre zum Verfasser hat, dessen mit vieler Liebe hergestellten photographischen Aufnahmen hier teilweise benutzt sind.

Außer den Reisehindernissen, die das Klima und die ungemein schwierige Herbeischaffung des Baumaterials dem



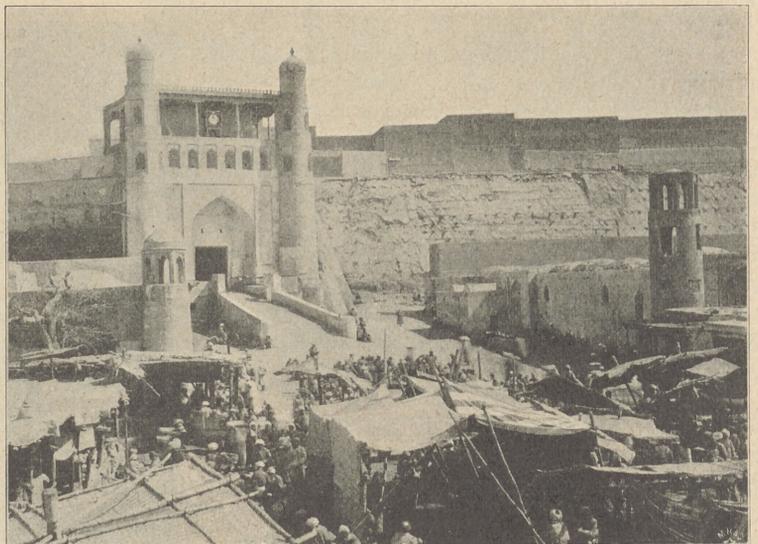
Eisenbahnbrücke über den Amu-Darja.

als ein Wagnis auf Tod und Leben angesehen. Der kühne Pionier begab sich im Gewande eines Derwischs zu Fuß auf die Reise, und nur seine außerordentliche Gewandtheit und Sprachkenntnis ließen ihn, unbehelligt von dem Fanatismus der Moslemein, weit in jenes Märchenland hineindringen und unverfehrt wieder zurückkehren.

Reiche Kunde brachte der kühne Reisende von jenen Gebieten, über die bis damals nur Sagen und dunkle Gerüchte im Abendlande umliefen. Aber er erzählte auch von den Mühseligkeiten einer Reise durch die Wüsteneien, die jene Länder von der Küste des Kaspischen Meeres trennen. In diese Wüste, genannt Kara Käm, hatte der Religionsstifter Zoroaster den Wohnsitz des Gottes Ohriman, der der Ursprung alles Bösen ist, hineingelegt. Die Hitze ist dort in den Sommermonaten wahrhaft entsetzlich, und das Thermometer steigt bis auf 55° Réaumur. Ein feiner messerscharfer Sandstaub erfüllt die Luft, dringt dem Pilger in Augen, Nase und Atmungsorgane und ruft wahre Folterqualen hervor.

Heute ist das früher so beschwerliche Reisen in jenen Gegenden mit wenig Gefahren mehr verknüpft. Die immer mehr nach Osten gehenden Interessen Rußlands erforderten gebieterisch einen Weg, auf dem man in kurzer Zeit und ohne die Gefahr, niemals an sein Ziel zu gelangen, die Wüste durchqueren und den äußersten Punkt des inzwischen eroberten Landes erreichen konnte.

Bis Uzun-Alta trägt den Reisenden das russische Dampfschiff über die dunklen Fluten des Kaspischen Meeres. Dort beginnt die transkaspische Bahn, die ihren Erbauer, den Russen Amenkow, unsterblich gemacht hat. Erfahrene Leute,



Die Burg in Buchara.



Kriegsminister von Buchara.

Bau der transkaspischen Eisenbahn entgegenstellten, war es der Amu-Darja, der Drus der Alten, welcher dem Baumeister Annenkow eine gehörige Nuß zu knaden aufgab. Dieser Fluß hat eine gewaltige Strömung.

Die über vier Kilometer, also mehr als eine halbe Meile lange Holzbrücke, über welche jetzt die Eisenbahn fährt und die mit einem Kostenaufwande von 250 000 Rubel in vier Monaten erbaut wurde, legt wiederum Zeugnis ab für die alle Hemmnisse bewältigende Geschicklichkeit des russischen Bau-meisters.

Freilich ist es nötig, daß, sobald ein Zug die Brücke passiert, ein Mann mit der roten Fahne vor der Lokomotive hergeht, um sofort das Zeichen zum Halten des Zuges zu geben, sobald einer der zu beiden Seiten der Brücke hinschreitenden Bahnmeister die Lockerung eines der gewaltigen Holzpfiler konstatiert, die die reizende Strömung fortwährend zu entwurzeln droht. Man geht deshalb jetzt auch damit um, unterhalb der hölzernen eine Eisenbrücke zu konstruieren.

Bemerkenswert ist, daß als Baumannschaften nur Soldaten fungiert haben. Zwei Eisenbahnbataillone von je tausend Mann waren unter der Leitung ihrer Offiziere dabei thätig; auch das Bahnpersonal besteht durchweg aus Soldaten. Geheizt werden die Lokomotiven mit Petroleumrückständen, die das an der gegenüberliegenden Küste liegende Baku reichlich liefert. Diese Ölrückstände werden mittels Wasserdampf in die Feuerröhren der Lokomotiven gespritzt, wo sie mit gleichmäßig starker Flamme verbrennen und ein halbmal mehr Wasser verdampfen, als die beste Steinkohle.

Der Zug, im besten Falle mit einer Geschwindigkeit von drei Meilen in der Stunde „dahineilend“, hat seine erste bedeutende Station in Merv, einem nicht unbedeutenden Handelsemporium, das am Murghabflusse liegt. Von geschichtlicher Bedeutung aber sind erst die mehrere hundert Kilometer weiter östlich liegenden Städte Buchara

und Samarkand, bis wohin die Bahn am 27. Mai 1888 fertiggestellt war. Von Samarkand führen dann Bahnen nach Andischan und Taschkend.

Schon auf der Bahnstation bekommt man einen Begriff von dem farbenprächtigen, echt orientalischen Bilde, das gerade Buchara mit seinen schreiend bunten Trachten und seinem aus allen Nationen des Ostens zusammengewürfelten Bevölkerungsgemisch gewährt. Allerdings bilden Usbeken — der unter Timur eingezogene Stamm der Eroberer — und Sarten den Hauptteil der Bevölkerung. Daneben aber wimmelt es von Kirgisen, Turkmenern, Mongolen und Zigeunern; waffenstarrere Afghanen treiben sich zwischen schlanken, verleibt aussehenden Persern und Indern umher. Juden, die hier wie überall zu finden sind, und Europäer, vor allen Dingen Russen, vervollständigen die Mischung.

Buchara selbst besteht aus der alten orientalischen Stadt und dem Neu-Buchara, das einen durchaus europäischen Charakter trägt. Dort gibt es Fabriken, Bankkontors, Verwaltungsgebäude, Gasthöfe, Apotheken — mit einem Worte alles, was nach unserer Meinung eine Stadt erst zur Führung ihres Namens berechtigt. Hier hat sich auch der Emir von Buchara, der, „unter dem Schutze“ des heiligen Rußland stehend, eigentlich nur noch eine Schattenautonomie ausübt, ein neues Schloß erbaut.

Das alte Buchara wird von einer acht Meter hohen und vier Meter dicken Backsteinmauer umgeben, die heute allerdings vielfach zermorcht ist, und deren mächtiges Eisenthore des Nachts geschlossen wird. Außerhalb dieser Mauer liegen die Kirchhöfe, deren Grabgewölbe, häufig zerfallen, freiliegendes Totengebein sehen lassen.

Vielleicht ist es der Fatalismus ihrer Religion, der die Bucharioten so wenig traurig erscheinen läßt, aber nicht minder trägt dazu jedenfalls der ihnen angeborne Frohsinn bei, die kindliche Freude, die sich

in ihren glänzend bunten „Chalaten“, in der Pracht dieser Gewänder ausdrückt. Zu diesem Chalate, einem faltenreichen, bis zur Erde gehenden Kleide, werden Brokat, Sammet und Seide, Wolle und Baumwolle verwandt, aber immer müssen



Tanzknaben in Buchara.



Märchenerzähler in Buchara.

diese Stoffe in Rot, Gelb, Grün, Blau, in allen Nüancen und Schattierungen, einfarbig, karriert, am liebsten getigert erglänzen.

So sitzen und hocken diese leicht zufriedenen Menschenkinder, das glattrasierte Haupt mit dem stets weißen Turban



Bucharioten auf einer Station der transkaspischen Bahn.

umwunden, vor dem Thore einer Moschee und folgen mit leuchtenden Augen den begeisterten Geschichten und Gebärden eines Märchenerzählers, oder sie bewundern die Darbietungen der „Batschi“, der Tanzknaben.

Im Orient, wo es gegen die Sitte verstößt, wenn Frauen sich öffentlich zeigen, vertreten die Batschi, die gewöhnlich im Alter von 12 bis 18 Jahren stehen und weibliche Kleidung tragen, die Stelle unserer Schauspielerinnen.

Freilich lange gaffend stehen bleiben, das darf man auf solch einem Bazar nicht. Der Strom der beladenen Kamele, die mit dem Rufe „Poscht! Poscht!“ (Vorwärts!) schnell vorwärts getrieben werden, die kleinen, immer trabenden Esel, auf denen die Sarten reiten, die Wasserträger, Melonenverkäufer und tausend andere Gewerbetreibende, dann wieder ein paar die Peitsche gebrauchende Kawaffen, sie alle erzeugen einen Lärm und ein Gewimmel, das den Fußgänger hin und wieder sogar nötigt, ausweichend auf einen der Verkaufstische zu springen.

Und was gibt es alles zu kaufen auf solch einem Bazar, dessen Gassen meist unter einer steinernen, kuppelförmig überdachten Rotunde zusammenlaufen! Da ist eine ganze Gasse, in der nichts als gestickte Mützen und Kappen und Gürtel, kostbare, von Silberbesatz und Türkisenbesatz funkelnde Arbeiten zu sehen sind. Dort drüben gibt es Bücher, illustrierte Fabeln und Korans in schönen gepressten Einbänden; dann folgen Pferdegeschirre und Sättel, Waffen, unter denen besonders die langen, kunstvoll gearbeiteten buchariotischen Messer hervorstecken; wundervoll ciselirte Metallarbeiten, Krüge und Schalen, auch antike Sachen darunter; Stoffe und Stickereien, deren Wert sich je nach der Menge und Farbenpracht der oft recht künstlerisch gestickten Blumen und Rosen erhöht. Einen besonderen Schuhbazar gibt es, wo Schuhe und Schaftstiefeln aus grünlichem, gepresstem Ziegenleder feilgehalten werden; ferner einen, wo man alle möglichen Blumen und Früchte, Mandeln, Rosinen, Pistazien, Äpfel, Birnen und in Kugelform eingedickte Milch kaufen kann. Hinter ihren kleinen, mit Münzen bedeckten Tischen sitzen die Wechselser, die fremde Münzsorten in Landesgeld eintauschen.

Buchara ist heute eine Stadt von mehr als 500 000

Einwohnern. Außer vielen Moscheen und Madrassees besitzt es 25 steinerne und 15 aus Holz erbaute Karawanereien, meist Stiftungen reicher Leute, in denen der Aufenthalt oft nur eine milde Gabe an den Vorsteher kostet. Um einen geräumigen Hof, in dem Pferde, Maulesel und Waren untergebracht werden, ziehen sich im Viereck ein- und zweistöckige Gebäude hin, deren Gelasse zellenartig neben einander liegen. In den Räumen, welche den Reisenden dienen, gibt es auf gedrehten Füßen ruhende Rahmengerüste, über diese sind Baumwollgurte gespannt, und eine Decke vollendet das primitive Lager.

Zwischen diesen Karawanereien und dem Bahnhof vermitteln den Verkehr zwölf Droschken, bei denen man wenig Anlaß hat, an Berliner Taximeter oder Wiener Fiaker zu denken. Bequemlichkeit in unserem Sinne findet sich überhaupt nur in den Palästen sehr reicher Orientalen und, daß sie in Buchara auch bei diesen nicht allzu häufig ist, dafür bietet die alte Emirburg, die „Ark“, den besten Beweis mit ihren nach unseren Begriffen sehr wenig elegant eingerichteten Zimmern und Sälen.

Diese „Ark“ ist, dem alten orientalischen Grundsatz folgend: „Die Burg soll höher stehen, als alle anderen Gebäude“, auf einem Lehnhügel erbaut, welcher durch Balkenlagen zusammengehalten wird, deren Enden überall an den Abhängen hervorragen. Über dem stattlichen Eingangthor der Burg zeigt eine Uhr, die ihren eigenen Hofuhrmacher hat, die Stunden an. Und berüchtigt ist das im Hof der Burg befindliche Verließ, in dem man bis vor kurzer Zeit wenigstens politisch mißliebige Personen verschmachten ließ. Es soll in diesem furchtbaren Gefängnis Holzkäfer gegeben haben, die den hingeworfenen Gefangenen buchstäblich auffraßen, und denen man in Wartezeiten Fleisch hinabwarf, um sie für weitere Exekutionen frisch und lebendig zu erhalten.

Auf dem „Registan“, dem vor der Ark belegenen Markt, werden meist Früchte verkauft, auch treiben dort Wunderdoktoren und die heulenden Derwische manchmal ihr Unwesen.

Die Instrukteure der kleinen Armee sind meistens russische Offiziere, um die sich hier überhaupt alles dreht. Sie werden, wo sie auch hinkommen, gut empfangen und besser und schneller bedient. Auf der Reise, nach Samarkand etwa, thut der Europäer gut, sich ihnen anzuschließen.



Auf einer Station der transkaspischen Bahn.

Unvergeßlich ist der Anblick, den man abends aus dem Koupeefenster heraus, die Wüste nach Westen hin überblickend, genießt. Verblüffend schnell sinkt die Sonne, aber die kurze Spanne des Abendrotes, diese glühende, flammende, strahlende,



Registan (Markt) in Samarkand.

überirdisch schöne Himmelsglorie wirkt überwältigend. — Wer nachts in Samarkand ankommt, wird gut thun, auch hier die von Russen bewohnte Neustadt, in der es immerhin einen Gasthof gibt, aufzusuchen. Die alte Stadt ist sehr zerfallen und unwegsam.

Zwischen der neuen und alten Stadt, innerhalb der von Lehmhütten umgebenen russischen Festung, befindet sich der berühmte Kok-Tasch, jener schwarze Marmorblock, auf den Timur=Lamerlan seidene Polster breiten ließ, um ihn, auf die Nacken der unterworfenen Fürsten tretend, als Thron zu bestiegen. Indessen, Timur war bei all seiner Eroberungslust kein Zerstörer. Nie war der Reichtum dieses Landes größer, als unter seiner Regierung. Hier, wo der Boden vom Himmel kein Wasser zu erwarten hat, strömt alle Fruchtbarkeit aus den Kanälen und Bewässerungsarmen, in welche der Fleiß der Bewohner die wenigen Flüsse auflöst. Kein Tropfen Wassers darf hier ungenützt verquellen! Einst, so heißt es, konnte am Syr=Darja die Nachtigall von Fruchtbaum zu Fruchtbaum fliegen und eine Kaze von Haus zu Haus klettern. Heute ist der Ertrag des Landes so groß nicht mehr, aber trotzdem zieht Rußland bedeutenden Nutzen aus diesen Provinzen, die beispielsweise allein für 40 Millionen Baumwolle ausführen. Reis, Weizen, Wein, Kohlen, Mineralien, Drogen und selbst Gold liefert das Land, und in den schattigen Prachtgärten am Ufer des Zerafschän erholt sich mancher Moskowiter, dem das eisige Klima seines Vaterlandes die Brust zerrüttet hat.

Vielleicht die größte Sehenswürdigkeit dieser anprachtvollen Bauwerken so reichen Stadt ist das Gur-Emir, das Mausoleum Timurs. Zernagt zwar von der Zeit, aber doch noch gewaltig, reckt es seine Kuppel in die ewig blaue Luft. Das Innere birgt

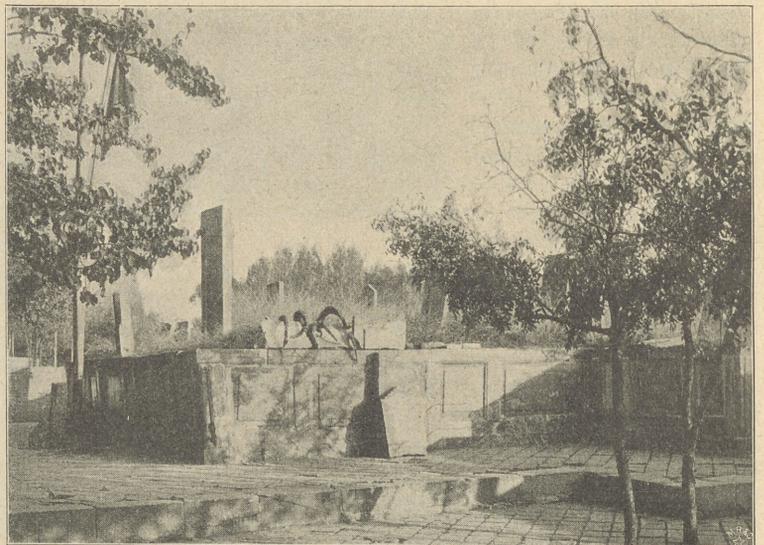
den oft beschriebenen grünlich-schwarzen Nephritblock, der größten, den es überhaupt geben soll. Zwei Meter lang und 40 Centimeter breit und 30 hoch, liegt er, von einer Mablasterbalustrade umgeben, über der Krypta, welche die Asche des Welteroberers enthält.

Von den Moscheen, an deren Wänden die antike Keramik in wundervoll glasierten Kacheln ihre Triumphe feiert, sind die Schach=Sindah=Moschee mit himmelblauem Kachelwerk, und die Panthermoschee, so genannt nach den gelben Pantherbildern zu beiden Seiten der Hauptkuppel, die schönsten.

Neben diesen Moscheen, von deren Minarets herab der Muedsin mit trichterförmig an den Mund gesetzten Händen zum Gebet ruft, gibt es noch die Madrasse, in deren hinten ausgebauten, klosterartigen Räumen die Religionsstudenten des Islams ihren Studien obliegen.

Von Samarkand aus, ebenso wie von Buchara, das für „al scherif“ (sehr fromm) gilt, ziehen alljährlich Tausende von diesen Religionsstudenten, sobald sie ihre Prüfung abgelegt haben und „Zman“, Priester geworden sind, ins Land hinaus, die Weisheit des Propheten zu verkünden.

Und doch kann den Zerfall dieser Moscheen nichts mehr aufhalten, seitdem im XIII. Jahrhundert die Mongolenschwärme unter Dschingis=Chan das Land überschwemmen und verwüsteten, was ihnen möglich war. Und mit den Moscheen geht die Religion zu Grunde, deren Triumphe sie feiern halfen. Der Religion aber folgen die Völker in den Tod, welchen die glühende Phantasie Muhammeds nur den Kauf einer Lebensminute in der Ewigkeit gestattete. Sie räumen ihren Platz anderen, jugendkräftigen Volksstämmen, wie hier den Russen, die neue Städte erbauen, sich ausbreiten und wachsen — bis auch sie einst wieder dahingehen werden, im ewigen Wechsel.



Grabmal eines Heiligen bei Samarkand.

## Wie man den Verkrüppelten in Deutschland hilft.

Von D. Theodor Schäfer=Altona.

An einem Maitag des Jahres 1872 begegnete in den Straßen Kopenhagens ein kleines verkrüppeltes Mädchen, das sich mühsam mit einer schlechten Krücke, die jeden Augenblick unter ihm zusammenzubrechen drohte, vorwärts schleppte, einem alten Herrn mit weißem Bart und Haar, ernstem, gefurchtem Angesicht, der das Kind sinnend und mit dem Interesse der Liebe betrachtete. Es war nicht das erste Mal, daß ein Krüppel seine Teilnahme erregte. Schon seit längerer Zeit hatte ihn die Frage beschäftigt, inwiefern die Mißgestalt des Körpers auf die Seele einen Einfluß ausübe. Wenn er mit der Beantwortung dieser Frage auch nicht alsbald ins Reine kam, das erkannte er doch sehr deutlich, daß es viel mehr solche Gebrechliche gab,

als die meisten denken, und daß ihr Loß durchschnittlich ein sehr trauriges war.

Was war denn nun das Bedeutsame jener Begegnung zwischen dem Kind und dem alten Herrn? In jenem Augenblick verdichteten sich alle Eindrücke, welche er bisher schon von dem Elend der Krüppel empfangen hatte, in seiner Seele zu dem Entschluß, ihnen Hilfe zu teil werden zu lassen. Es war die Geburtsstunde des „Vereins, der sich gelähmter und verkrüppelter Kinder annimmt“. Und sein Begründer war der Pastor Hans Knudsen. Derselbe — am 11. Januar 1813 in Kopenhagen geboren — hatte ein reiches und bewegtes Leben hinter sich. Der Vierundzwanzigjährige war 1837 als Missionar nach

Frankenbar in Ostindien gezogen und, nachdem er dort erfolgreich gewirkt, 1843 mit sehr angegriffener Gesundheit in die Heimat zurückgekehrt. Hier wurde er nach einander an mehreren Orten Gemeindepastor, dann Pastor an der Kopenhagener Diakonissenanstalt, und hatte gerade diese Stellung aufgegeben, weil die Kräfte des Alternden zu der an der aufstrebenden Anstalt nötigen intensiven Arbeit nicht mehr hinreichten, als er die oben geschilderte Begegnung hatte. Von nun an gehörte sein ganzes Leben in freier Hingabe den Krüppeln. Mit unablässiger Treue redete, schrieb und wirkte er für sie und durfte in steigendem Maße Erfolg sehen. Im ersten Jahr kamen 45, im zweiten 55, im achten 132 Krüppel mit der Bitte um Hilfe. Bis zu seinem Tod, am 16. Februar 1886, hatte der Verein bereits mehr als 1500 Gebrechlichen seine Hilfe spenden können. Unterdessen hatte sich die Sache innerlich und äußerlich weiter entwickelt. Man diente nicht mehr nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen. Immer mehr hatte die Hilfe anstattliche Formen angenommen. Weiße Kreise, auch die Regierung, unterstützten die Sache freigebig. Aber neben Ärzten und Lehrkräften blieb der alte Pastor das Schwungrad des ganzen Betriebes. Wenn er von seinen Krüppeln redete, erhielt sein strenges Antlitz einen glücklichen Ausdruck mit einem weichen Schimmer in den Augen. Fast täglich war er in der Klinik, um mit denen, die die Hilfe der Gesellschaft nachsuchten, zu reden, und ging die vielen Wege und führte die große Korrespondenz mit Behörden und Privaten, welche der Betrieb der Sache notwendig machte. Obgleich die Kräfte abnahmen, gönnte er sich keine Ruhe. Mitten aus der Arbeit heraus wurde er durch den Tod abgerufen. Er hat dem Wort nachgelebt: „Wirket, so lang es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Heute ist seine Anstalt die bedeutendste der Welt — bis 1900 hatte man bereits 7569 Personen dienen können —, alle Nachfolger sehen dankbar zu ihr auf. Denn sie hat die Aufgabe nicht nur allseitig erfasst, durchgeführt und ausgezeichnete Leistungen aufzuweisen, sondern die Persönlichkeit des Gründers hat in besonderem Maße dazu beigetragen, daß durch eine lebhaft und warmherzige Agitation das Interesse für die Krüppel und ihre Not in weiten Kreisen des eigenen Volkes, der nordischen Länder und nicht zum wenigsten Deutschlands erweckt worden ist.

Freilich hat es schon vor Knudsen Hilfe für die Krüppel gegeben. Die Chirurgie, welche neuerdings in der Orthopädie zur Spezialwissenschaft für die Stimmungs- und Gestaltsabweichungen des Knochengestüzes sich gestaltet hat, hatte schon länger und natürlich bis in die neueste Zeit in wachsender Zahl tüchtige Vertreter, die hier helfend und heilend einzugreifen verstanden. Ich nenne von den gegenwärtig lebenden nur Professor Hoffa in Würzburg, Professor Lorenz in Wien und den ausgezeichneten Bandagisten Hefing in Göggingen bei Augsburg. Aber damit war nicht einmal für den ärztlichen Teil der Aufgabe hinreichend gesorgt. Denn bis auch nur die Kunde von einem näher oder ferner wohnenden Orthopäden in breite ländliche Gebiete dringt und sich hier in Willen und helfende That verwandelt, hat es gute Wege! Und dann die unerschwinglichen Kosten! Und was wird aus allen denen, denen der Arzt nur zum Teil oder gar nicht helfen kann? Bei ihnen muß Erziehung und Unterricht mit der unabänderlichen Tatsache der Verküppelung rechnen und trotz dessen den armen Kindern geistige Auszubildung und berufliche Tüchtigkeit bis zum eigenen und selbständigen Broterwerb zu vermitteln suchen.

Allerdings hat es auch vor Knudsen, und zwar in Deutschland, Anstalten gegeben, die die gesamte Krüppelfürsorge mehr oder weniger vollständig sich zum Ziel gesetzt hatten. Es ist hier mit allen Ehren zu nennen die „Königliche Centralanstalt für Erziehung und Bildung krüppelhafter Kinder“ in München, die 1832 von dem ehemaligen Konservator Joh. Nep. Edler von Kurz als mildthätige Privatanstalt begründet, bald in eine Staatsanstalt umgewandelt wurde und jetzt 80 Plätze hat. Demnächst folgten, jedoch ohne Zusammenhang damit, mehrere Anstalten in Württemberg: die „Paulinenhilfe“ und der „Verein für künftliche Glieder“ in Stuttgart, die Anstalten des frommen Kinderfreundes Dr. med. Aug. Herm. Werner in Ludwigsburg, denen sich später die Samariter-

häuser zu Stammheim und Reichenberg und das Kartonagenengeschäft der Gustav Bernerschen Anstalten in Reutlingen angeschlossen, welche letztere wesentlich der Pflege und Beschäftigung erwachsener Krüppel dienen. Wir finden also in Süddeutschland eine verhältnismäßig reich entwickelte Fürsorgethätigkeit auf unserem Gebiet. Aber in Norddeutschland blieb zunächst alles regungslos. Die Krüppel fanden keinen Fürsprecher. Warum lernte man nicht von den Bestrebungen in Süddeutschland? Ob daran wohl die Mainlinie schuld war? Oder der alte deutsche Zug, daß man das Gute sich vom Ausland erst empfehlen lassen muß?

Thatsache ist, daß Pastor Th. Hoppe an der Diakonissenanstalt Oberlinhaus in Nowawes bei Potsdam zur Besichtigung der Krüppelanstalt nach Kopenhagen ging, die lebhaftesten Impulse zur Zuangriffnahme des Werks von dort empfing, nach und nach ein muster-gültiges Krüppelheim mit drei großen Gebäuden (für 150 Insassen) schuf und durch That, Wort und Schrift die Krüppelpflege, dies bisher vernachlässigte Stiefkind der Barmherzigkeit, den für solchen Appell zugänglichen Kreisen so wirksam empfahl, daß man nun allenthalben Krüppelanstalten gründete. Fast alle neueren Krüppelheime haben vom Oberlinhaus gelernt und sehen mit Dank in Pastor Hoppe den wirksamen Bahnbrecher und Herold der Krüppelfürsorge in Norddeutschland. Dem entsprach es auch, daß die erste Konferenz der deutschen Anstalten für Krüppelpflege am 22. und 23. Mai 1901 in Nowawes tagte. Einer dringenden Aufforderung des deutschen Reichskommissars der Pariser Weltausstellung entsprechend, hatte das Oberlinhaus Berichte und Aufsätze über Einrichtung, Handhabung und Entwicklung der Krüppelpflege, ebenso Photographien und Entwicklungsgeschichten einzelner Pflinglinge dorthin gesandt und für seine Arbeit auf dem Gebiet der Krüppelpflege als wohlverdiente Auszeichnung vom Preisrichter-Kollegium die goldene Medaille erhalten — ein Zeichen dafür, wie die Bedeutung dieses Zweiges der Liebeshätigkeit allmählich allgemeine Beachtung und speziell die Leistung des Oberlinhauses entsprechende Würdigung erfährt.

Um für solche, die sich von dem neuesten Zweig der Anormalenpädagogik Kunde verschaffen, oder für solche, die einen Pflingling einer



Auf dem Heimweg. Nach dem Gemälde von Müller-Ringel.

Anstalt anvertrauen wollen, die Wege zu weisen, nenne ich als deutsches umfassendes einziges literarisches Organ: Jahrbuch der Krüppelfürsorge, 1899 ff., Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses (Mk. 1,50 pro Jahrgang) und gebe, geographisch geordnet, die sämtlichen deutschen Orte an, in denen Krüppelanstalten bestehen: Königreich Preußen, Ostpreußen: Angerburg, Westpreußen: Bischofswerder (Diaspora-Anstalten), Pommern: Stettin-Neutorney (Bethesda); Alt-Colziglow bei Barnow, Brandenburg: Nowawes bei Potsdam (Oberlinhaus); Reichendingdorf bei Fürstenwalde a. d. Spree, Schlesien: Nothenburg D. L.; Marklissa D. L. (Bethesda), Sachsen: Cracau bei Magdeburg (Johannesstift und Samariterhaus), Rheinpreußen: Kreuznach (Bethesda), Hannover: Kirchroda bei Hannover (Annastift); Schleswig-Holstein: Stellingen bei Altona-Elbe („Alten-Eichen“). Königreich Bayern: München. Königreich Württemberg: Stuttgart (Paulinenhilfe, Verein für künstliche Glieder); Ludwigsburg (Maria-Marthastift, Wilhelmstift); Stammheim D. N. Ludwigsburg; Reichenberg D. N. Barchang; Reutlingen. Königreich Sachsen: Dresden (Königin Carolastiftung); Niederlößnitz bei Kötzschenbroda (Bethesda). Großherzogtum Mecklenburg; Rostock (Elisabethheim).

Welches ist denn nun aber Aufgabe und Arbeitsweise einer Krüppelanstalt? Ihre innere Gliederung ist in der Hauptsache eine dreifache. Die erste Abteilung ist die medizinische. Hier hat der Arzt als Chirurg, Orthopäde und Hygieniker sein Wirkungsfeld. Der Bandagist, der Pfleger oder die Pflegerin sind die ausführenden Organe. Hier gilt es, durch zweckmäßige Ordnung der Diät sowie der gesamten Lebensbedingungen das Allgemeinbefinden dieser oft recht schwachen, nicht selten vernachlässigten oder in thörichter Liebe verwöhnten Kinder, zu heben und damit die ärztlichen Eingriffe vorzubereiten oder in ihrem Erfolg zu sichern. Es ist bewundernswert, welche Erfolge die heutige Chirurgie und Orthopädie aufzuweisen hat. Schäden, die dem Laien ganz unheilbar erscheinen, werden oft mit dem besten Resultat behandelt. Ein geschickter Bandagist, der die ärztlichen Absichten vermöge seiner technischen Kenntnis in leichte, starke und bequem sitzende Maschinen aus Metall und Leder zu verwandeln versteht, ist eine wesentliche Hilfe für den Arzt. Von allergrößter Bedeutung aber ist die verständnisvolle, treue, gewissenhafte Pflege, die die ärztlichen Anordnungen genau befolgt, die Bandagen sachgemäß behandelt, die gymnastischen Übungen pünktlich ausführt, den Arzt von besonderen Vorfällen benachrichtigt und vorläufig die zweckdienlichen Maßregeln ergreift.

Die religiös-sittliche Erziehung und geistige Schulung ist Sache des Hausvaters, der Hausmutter, der Lehrer und Lehrerinnen, sowie des gesamten Pflegepersonals. Dabei ist der unbeabsichtigte Einfluß, der sich durch das Zusammenleben, das vorbildliche Handeln und Sein ergibt, mindestens ebenso wichtig, als die eigentliche schulmäßige Unterweisung, an der es selbstverständlich auch nicht fehlen darf. Das verkrüppelte Kind hat durch sein Leiden allerlei Gefahren der Seele und allerlei Nöte des Leibes zu bestehen, gegen welche es die Erziehung wappnen, deren Überwindung sie ihm erleichtern soll. Ich nenne nur Neid und Verbitterung, das selbstfüchtige Verlangen nach steter Rücksichtnahme, Eist, um zu erlangen, was der Kraft versagt ist etc. Schlichte und praktisch-christliche Frömmigkeit wird die beste Waffe im Kampf mit diesen Gefahren sein. Die leiblichen Gebrechen in ihrer bunten Vielgestaltigkeit fordern auch für den Unterricht schon die Erfindungsgabe der Gebrechlichen selbst und ihrer Lehrer heraus: es müssen etwa fürs Schreiben besondere Veranstaltungen getroffen werden. Armlose schreiben z. B., indem sie die Feder mit den Füßchen oder mit den Zähnen fassen, andere, welche mit den Händen oder Armen zittern, müssen ihr Schreibmaterial besonders besfestigen etc.

Im allgemeinen wird man das eigentlich schulmäßige Lernen auf das geringst zulässige Maß beschränken müssen. Bekommt schon manchem normalen Kind die lange Schulzeit schlecht genug, wieviel mehr diesen gebrechlichen Kindern. Man gewähre ihnen frische Luft, Übung und Bewegung ihrer Glieder. Das schließt in besonders angezeigten Fällen ein höher gestecktes Unterrichtsziel nicht aus. Aber die Hauptkraft, Zeit und Energie verwende man auf die Ausbildung in unmittelbarer praktischen Dingen.

Dabei sind die vorläufige Übung in allerlei Handfertigkeiten, das formelle Geschicktmachen der Hand etc., vorbereitende, auch schon nützliche Arbeiten, die bereits den Schulkindern obliegen (Schnitzen, Pappen, Flechten etc., Nähen, Stricken etc.) zu unterscheiden von der eigentlichen Handwerkerlernung, die dem auskömmlichen oder doch wenigstens teilweisen Broterwerb dient. Dabei ist freilich die Art und Weise des vorliegenden Gebrechens entscheidend. Gewisse Gewerbe sind für die ausgefloßen, die nicht über die freie Bewegung ihrer Beine verfügen, andere für die, die krüppelhafte Arme oder Hände haben. Es läßt sich zwar auch hier sehr viel durch allerlei Hilfsmaschinen thun, z. B. Einarmige können mittels sehr einfacher Apparate ganz gut nähen oder stricken lernen. Aber nicht alles Fehlende läßt sich erzeigen. Da gilt's dann, die noch vorhandenen Glieder und Kräfte so anzustellen und so zu üben, daß ein der Arbeit der Gesunden gleichwertiges Resultat herauskommt. Denn auf Barmherzigkeitserfolge darf die Arbeit der Verkrüppelten nicht angewiesen sein. Sie muß mit derjenigen der Gesunden konkurrieren können, wenn auch vielleicht nicht immer mit der in einem bestimmten Zeitraum fertig gestellten Quantität, wohl aber in der Qualität. Nur dann ist das Ziel der Arbeitserziehung als erreicht anzuziehen. Es ist bewundernswert, wie so mancher Verkrüppelte seine ganze Energie aufwendet und das Fehlen eines Gliedes durch Fleiß und Geschick der ihm übrig gebliebenen auszugleichen mit Erfolg sich bestrebt. Hier erkennt man den Weg, auf dem eine etwa mögliche oder wahrscheinliche Schädigung der Seele durch leibliche Gebrechen mit Gottes Hilfe geradezu in ihr Gegenteil verwandelt wird, zu Heil und Segen ausschlägt. Dadurch aber ist einerseits der höchste Erfolg angedeutet, den eine gute Erziehung verkrüppelter Kinder erstreben und erreichen kann, wie andererseits damit auch die tiefste Verpflichtung zu solcher Erziehung sich erweist.

Man schwäche diese Verpflichtung nicht dadurch ab, daß man die Zahl derjenigen, die solcher Erziehung bedürfen, als nur gering bezeichnet. Ich will nicht darauf hinweisen, daß man sofort anders urteilt, wenn ein eigenes liebes Kind an solchen Gebrechen leidet — dann ist keine Bemühung zu groß, auch wenn sie nur dem einzigen nützt. Ich will auch nicht daran erinnern, wie erschreckend häufig man solche Gebrechliche sieht, wenn man nur erst einmal ernstlich — oder gar mit dem Blick der Liebe — darauf achtet. Ich will zur ungefähren Feststellung der Zahl ein ganz solides Rechenexempel vor-schlagen. Schleswig-Holstein hatte bei einer Einwohnerzahl von 1 286 330 nach einer durch die Regierung veranstalteten Zählung im Jahre 1897 die Summe von 1295 verkrüppelten Kindern unter 16 Jahren. Da bei der Zählung, namentlich in den großen Städten, mancher Krüppel sich verbarg, ist die Zahl jedenfalls noch zu niedrig. Auch liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß in dieser Provinz mehr Krüppel vorhanden seien als sonst. Das Deutsche Reich hat jedoch bei 52 279 901 Einwohnern, jenes Ergebnis zugrunde gelegt, die große Summe von 52 630 verkrüppelten Kindern. — Der Weg zur Beseitigung oder Linderung ihrer Not ist gewiesen. Darum ans Werk! Es handelt sich um Wohl und Wehe von mehr als 52 000 deutschen Kindern!

## Treue.

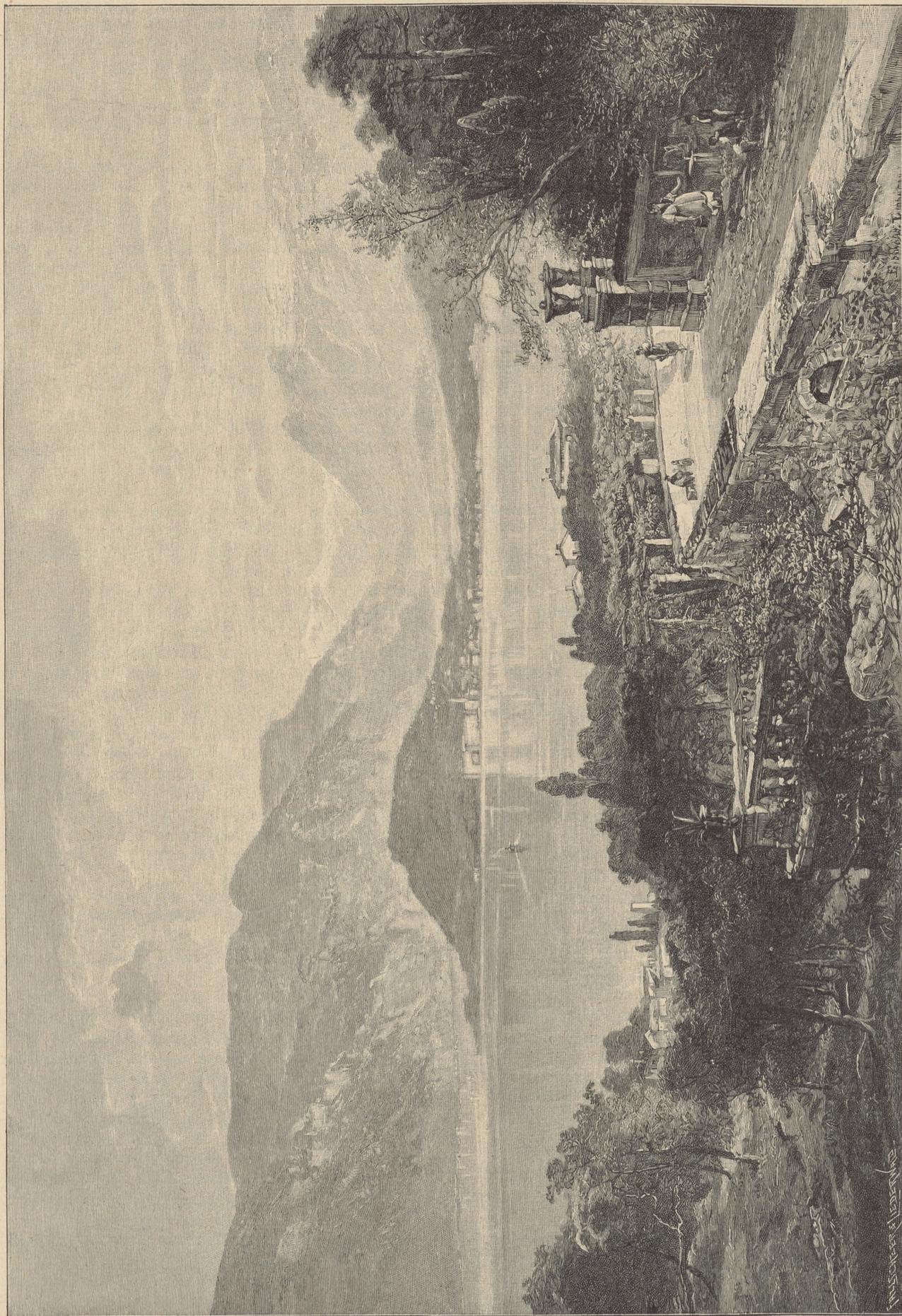
Skizze von Emma Mert.

Seit Jahren, eigentlich seit er ein erwachsener Mensch war, hatte Dr. Erich Hiebert sich fortgesehnt aus dem Elternhause. Es war eigentlich nur ein Häuschen, ganz im alten, schmucklosen Stil einer nüchternen Zeit, und es stand in einem sehr großen Garten, mit dem der Vater längst ein glänzendes Geschäft hätte machen können, denn die Stadt rückte näher und näher an die einst weit abgelegene Gegend heran. Aber dem alten Herrn Hiebert, der früher Apotheker gewesen war, der sich dann ganz ins Privatleben zurückgezogen hatte, wäre es geradezu ans Leben gegangen, wenn er seinen Grund und Boden der Bausppekulation hätte preisgeben müssen. Sein Garten war seine Welt. Am frühen Morgen schon ging er zwischen den Blumenbeeten spazieren und freute sich an jeder neuauflühenden Knospe und betrachtete das Reifen der Äpfel und Birnen an den Spalierbäumen. An den Sommerabenden kam auch seine rundliche Gattin, die tagsüber von hausfräulicher Geschäftigkeit in Wohnung und Küche festgehalten wurde, zum Vorschein; dann wandelten die beiden alten Leute, Arm in Arm, langsam auf den wohlgepflegten

Kieswegen auf und ab, hinter ihnen, etwas altersschwach und asthmatisch, ihr weißer Hund, der genau wußte, an welcher Stelle sein Herr stillstehen und ihm den Pelz krauen würde.

Ein langes, behagliches Zusammenleben hatte die beiden Ehegatten wie zu einer unteilbaren Persönlichkeit zusammengeschmiedet. Es war, als machte die neue Zeit mit ihrem fieberhaften Hasten und ihrer geräuschvollen Veränderungsflut plötzlich Halt vor dem Pfortchen am Lattenzaun, als sollte hier ein Stückchen verlorenen alten Glücks in seiner ganzen wunschlosen Genügsamkeit und schlichten Beschränktheit erhalten bleiben.

Ein Tag glich dem andern; fremde Menschen kamen niemals in das Haus. In dem altmodischen Wohnzimmer stand jedes Möbel unverrückbar an seinem Platz. Vor dem grünen Sofa mit den breiten Ecken, die wie große Ohren aussahen, wurde pünktlich nach der Uhr der Tisch gedeckt; in dem Armstuhl am Fenster las der Papa nach dem Essen seine Zeitung — eine ganz konservative natürlich — und



Am Comer See. Nach dem Gemälde von J. Feldhüter.  
(Photographie und Verlag von Franz Hartmann in München.)

FRANZ HARTMANN

rauchte seine Pfeife; in dem Polsteressel vor dem Nähtisch machte die Mama ihr Nickerchen. Dann spielten sie mit einander, bis der Kaffee kam, eine Partie Domino.

Sie waren seelengute Menschen, aber sie hätten grimmig und grob werden können gegen jeden Störer dieser althergebrachten Tageseinteilung. An der geheiligten Ordnung durfte auch ihr Sohn nicht rütteln.

Er war ein Spätgeborener, und sie hatten den Knaben, der ihnen nach fünfzehnjähriger Ehe geschenkt wurde, von klein auf angestaunt wie ein lebendiges Wunder. Trotzdem war ein fleißiger, tüchtiger Mensch aus ihm geworden. Dem modernen jungen Mann war die altfränkische Einfachheit, dieses beschauliche Einerlei im elterlichen Heim natürlich ein Greuel. Aber er kam nicht los. Er hatte Geschichte studiert und mußte lange warten auf eine Professur. Der Vater gab ihm nicht genug zu einem Leben nach seinem Geschmack.

Und nun endlich hatte er das Langersehnte und Erstrebte erreicht. Er wurde Professor an der Berliner Universität, und er war verlobt mit einem hübschen, reichen Mädchen. In wenigen Tagen sollte in Hamburg seine Hochzeit gefeiert werden. Die elegante Wohnung, in der er mit seiner jungen Frau einziehen würde, war schon eingerichtet. Traumhaft schön lag die Zukunft vor ihm.

Der Abschied von den Eltern, die diese Trennung sehr schwer nahmen, mußte noch überstanden werden. Ihm that es ja auch von Herzen leid, den guten, alten Leuten Lebewohl zu sagen, gerade weil er fühlte, daß es ein volles Losreißen von der Vergangenheit war, daß sein Weg ihn künftig kaum mehr zu ihnen zurückführen würde. Seine elegante, verwöhnte Zella konnte er niemals zu den Eltern bringen. Wie sie das Näschen rümpfen mußte über ihren Urväter-Hausrat! Wie sie lächeln würde über die Aufregung seiner Mutter wegen eines Mittagessens! Wie empört sie wäre über die Manieren der alten Köchin, die so lange im Hause war, daß sie sich zur Familie rechnete, überall mit darein redete und „unser Erich“ sagte, wenn sie von ihm sprach.

Während er Vater und Mutter die treuen Hände drückte, die sich ihm so warm, so zitternd vor Schmerz entgegenstreckten, während die Thränen in den lieben alten Augen ihn rührten und erschütterten, drängte es ihn doch mit heimlicher Ungeduld fort aus diesem Spießbürgertum, das so beklemmend auf ihm gelastet, in das neue, rascher pulsierende Leben, das sich für ihn erschloß. — — —

Alle seine Wünsche und Erwartungen erfüllten sich. Er hatte eine reizende, elegante Frau; er wohnte in hübschen Räumen; er sah Gäste bei sich. Er war zufrieden in seinem Beruf. Zwei hübsche gesunde Kinder wuchsen in seinem Heim heran. Es fehlte nichts an seinem Glück.

Die Eltern hatte er seit Jahren nicht wiedergesehen. In den Ferien machte er mit seiner Frau große Reisen, oder sie gingen in das Seebad. Winterslang steckte er fest in der Arbeit. Er mußte sich zwischen Geselligkeit und Berufspflichten die Zeit erstehlen, um ab und zu eine Nachricht in das stille, kleine Gartenhaus zu schicken, aus dem an ihn, ganz regelmäßig, die säuberlich geschriebenen umständlichen Briefe des Vaters und die warmen Grüße der Mutter einliefen, die immer wieder irgend eine rührende Aufmerksamkeit für ihn oder die Kinder zu ersinnen wußte.

Ein leises Grauen beschlich ihn, wenn er an das bescheidene Leben zurückdachte, in das er sich einmal hatte einfügen müssen. Aber seltsam! Im Traum kehrte er immer wieder zurück in den alten Garten, in das Wohnzimmer mit dem altmodischen Sofa; der asthmatische Pudel umschmeichelte ihn, er hörte das Ticken der Schwarzwälder Uhr; er roch förmlich den Pfeisentabak, der nach Tisch in blauen Wolken über die wohlbekannten grünen Möbel hingog; die friedliche Atmosphäre von einst umfing ihn mit eigensinniger Hartnäckigkeit. Wenn sich auch Bilder und Vorstellungen aus seinen jetzigen Tageserlebnissen in seine Träume mischten, der Schauplatz blieb immer der gleiche, immer sein altes Daheim. Seine Kinder

tummelten sich zwischen den Spalierbäumen des Gartens, seine Frau rauschte in ihren modernen Toiletten über die Kieswege, die alte Köchin brummte wie in früheren Zeiten — Vater und Mutter waren stets in seiner Nähe.

Wenn er erwachte, lächelte er über dieses zähe Rückerrinnern, das ihm allnächtlich das Vergangene wieder vor Augen führte, das über tags doch so fernab von seinen Gedanken lag. Er hatte keine Zeit über Träume nachzuzinnern. Nur eine wunderliche Spielerei seiner Gehirnmerven schienen sie ihm.

Aber dann traf es sich, daß sein Schwiegervater, der eine Reise in die Stadt gemacht hatte, in der Erichs Eltern wohnten, mit leuchtendem Gesicht von dem großen Garten erzählte, von dem herrlichen Bauplatz, der ein Vermögen bedeute, besonders, wenn eine Straße durch das Terrain geführt werde. „Eine Million läßt sich da heraus schlagen!“ rief er als schlauer Finanzmann, dem Besitz mehr bedeutet als alle Gelehrsamkeit, mit einem Ausdruck ganz besonderer Wertschätzung für seinen Schwiegersohn.

Er zog den goldenen Bleistift aus der Tasche und zeichnete auf ein Blatt Papier die Richtung, die die Straße nehmen mußte, wie sich die Baugründe zu beiden Seiten parzellieren ließen.

Erich gab es einen Stich durchs Herz.

Erst mußten sie ja beide tot sein, die guten alten Eltern!

Aber freilich, warum sollte ein vernünftiger, moderner Mensch nicht eine Eventualität ins Auge fassen, die ja doch unausbleiblich war? Er bezwang die peinliche Empfindung und hörte dem Schwiegervater zu, der auf dem Papier sein Elternhaus einriß und über den Rosenbeeten und Spalierbäumen elegante Villen aufrichtete.

Des Nachts im Traum sah er wieder seinen Vater im Garten auf- und abgehen. Der Sonnenschein, den der alte Herr so lieb hatte, fiel auf sein graues Haar, auf sein stillvergnügtes Gesicht; mit einem glückseligen Leuchten in den guten Augen nickte er dem Sohn zu. Erich aber fühlte im Traum eine dumpfe, quälende Angst, als drohe seinem Vater eine Gefahr, als habe er selbst ihm ein Leid zugefügt und wisse, daß der Vater nun sterben müsse; — eine so tiefe, schmerzliche Trauer umwehte das kleine Haus, daß er aufschreiben wollte: „Wo ist die Mutter?“ und keine Stimme fand.

Er erwachte durch die leidenschaftliche Erregung. Eine tiefe Dankbarkeit durchströmte ihn, als er sich besann, daß sein Erschrecken nur ein Hirnspinnweb gewesen war. Wie ein heißes Flehen war sein erster Gedanke: „Gott erhalt ihn! Erhalte die beiden lange, lange noch!“

Die Augen wurden ihm feucht, so hatte ihn der Traum ergriffen. Er konnte lange nicht mehr einschlafen. Und in der tiefen Nachtstille verstand er mit einemmal die ernste Bedeutung jener immer wiederkehrenden Bilder aus der entschwindenden engen Heimat.

In seinen Träumen war er treu, — treuer als er selber wußte. Es gab kein volles Losreißen von der Vergangenheit; sie war ein Stück seines Wesens; unentwurzelt ruhten die Erinnerungen an seine Kinderjahre, an seine Jugend in seiner Seele. Wie er sich auch fortgesehnt, wie er auch vergessen hatte, ganz heimlich, urgewaltig, zwang es ihn doch wieder zurück, hing er fest an dem Einß mit umklammernden Fäden, die niemals zerreißen konnten, lebte noch das Gewesene in ihm weiter.

Er wollte sich nicht beschämen lassen durch die Treue seiner Träume. „In den Ferien reise ich zu meinen Eltern, Zella,“ sagte er am Morgen zu seiner Frau.

„Willst Du Dich nach Deinem Bauplatz umschauen, nach Deiner künftigen Million?“ rief sie lachend.

Er fuhr ganz entrüstet auf: „Nein! Mich zieht mein Herz zu Vater und Mutter. Ich will die alten Leute wiedersehen. Ich will ihnen unsere Kinder bringen. Sie sollen ihre Enkel auf den Knien halten. Sie sollen fühlen, daß ihr Sohn sich ihnen nicht entfremdet hat! Wie eine heilige Stätte des Friedens ist mir der alte Garten!“

## Das Problem des lenkbaren Luftschiffes.

Die Luftschiffahrt ist eine über hundert Jahre alte, die Meteorologie eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Beide aber sind auf einander angewiesen, seitdem einerseits die Meteorologie keine Wissenschaft der Erdoberfläche allein mehr ist und danach strebt, vom Boden zu den Höhen des Luftmeers durchzudringen, andererseits das moderne Bestreben, den Ballon lenkbar zu machen, die Kenntnis der atmosphärischen Verhältnisse voraussetzt. Der Meteorologie kommt es auf die Erkenntnis der vertikalen Verteilung der atmosphärischen Elemente an, was nur mittelst des Ballons erreicht werden kann, wobei aber die horizontale Lenkbarkeit des Behälters gar nicht in Betracht kommt. Der internationale meteorologisch-aéronautische Kongress in Paris, 1897, setzte fest, daß alle Monate an einem bestimmten Tage von möglichst vielen Stationen aus gleichzeitig Ballonaufstiege stattfinden sollen. Es liegt bereits jetzt ein großes Material von Beobachtungsreihen vor. Der Vergleich aller dieser Angaben der verschiedenen Fahrten desselben Tages bedeutet schon gegenwärtig einen tieferen Einblick in die Geheimnisse der höheren atmosphärischen Schichten und in eine in stofflicher Hinsicht noch unbekannte Welt, wodurch viele falsche Anschauungen über die meteorologischen Prozesse in den höheren Schichten beseitigt worden sind. So ist z. B. die Tatsache, daß die größte Kälte auf der Erde im Januar, in 5000 m Höhe aber erst im Februar und in 10 000 m Höhe erst im März erscheint, nur durch die Pilotballons mit ihren selbstregistrierenden Instrumenten gewonnen worden. Durch die gleichzeitigen internationalen Fahrten, deren Leitung in den Händen des Professors Dr. Hergesell in Straßburg liegt, ist eine erfolgreiche Forschungsmethode angebahnt. Für die Wissenschaft wird stets der bisherige Kugelballon in Verwendung bleiben, da es ihr nur darauf ankommt, gewisse Höhen zu erreichen (Berjon und Siring 10 500 m!) und man mit lenkbaren Luftfahrzeugen wohl nie die Höhe von 4000 m wird überkreuzen können. Die vertikale Bewegungsfähigkeit des Luftschiffes ist für die Meteorologie wichtig, und diese bleibt immer in der Hand des Aéronauten. Auch für militärische Beobachtungszwecke ist wohl der gefesselte Drachenballon, den der jüngst verunglückte Barisch von Sigefeld und von Parzeval konstruiert haben, das wichtigste Beobachtungsmittel.

Was die Öffentlichkeit augenblicklich in hohem Maße beschäftigt, das ist weniger die Verwendung des Ballons zu wissenschaftlichen oder militärischen Zwecken, als die brennende Frage der Lenkbarkeit des Luftschiffes.

Was sind die Anforderungen, die an ein lenkbares Fahrzeug herantreten? Erstens muß es eine gewisse Zeit in der Luft schwimmen können, zweitens ist eine gewisse Motorgeschwindigkeit, in Verbindung mit einem genügenden Widerstand gegen Strömungen in der Atmosphäre, erforderlich. Die letzten Jahre zeichnen sich durch Versuche, dieses wichtige Problem zu lösen, besonders aus, nach den jeweiligen Grundrissen „leichter als Luft“ oder „schwerer als die Luft“. Vor allen haben drei Versuche die Aufmerksamkeit der Welt gefesselt: sie knüpfen sich an die Namen Krebs, Zeppelin und Santos Dumont.

Der Krebsche Drachensflieger gehört der Gattung „schwerer als die Luft“ an. Der einfachste Drachensflieger ist der gewöhnliche Kinderdrachen. Auch bei dem flugtechnisch konstruierten Drachen handelt es sich zunächst um schräggestellte Flächen (bei Krebs drei hinter einander angeordnete Ebenen, die in einem Winkel gegen die Luft gesetzt sind), welche aber durch einen motorisch gedrehten Schraubenpropeller vertikal und vorwärts getrieben werden und also gleichzeitig auch heben. Silienthals aerodynamische Flugmaschine war eigentlich noch ein lenkbarer Fallschirm, der frühzeitige tragische Tod dieses bedeutenden Konstrukteurs und mutigen Mannes verhinderte den weiteren Ausbau seiner fruchtbarsten Idee.

Wegen der mangelnden Stabilität der aerodynamischen Flugmaschinen sind die Versuche damit sehr gefährlich. Wir sehen ja im Herbst oft, wie die Kinderdrachen, wenn sie in Luftwirbel oder seitlichen Wind geraten, wild herumgeschleudert werden und sich überschlagen. Es gehört also der hohe Mut der Überzeugung dazu einen solchen Flieger zu besteigen. Der Wiener Ingenieur Krebs hat zahlreiche Flugmodelle erdacht; im Jahre 1900 hat er bekanntlich mit Unterstützung des Kaisers Franz Josef einen Versuch über Wasser (Zeppelins Vorbild!) praktisch durchgeführt. Wenn er schließlich dabei auch naß wurde, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß er als Erster mit einer aerodynamischen Maschine ein Stück durch die Luft geflogen ist. Ein Erfolg oder ein Mißerfolg, je nach der Auffassung; nach der unferigen das erste. Weiteren Versuchen — zu denen auch die von Maxim gehören — dürfen wir mit dem größten Interesse entgegensehen.

Wir kommen nun zu den Versuchen, das Problem eines lenkbaren Luftschiffes nach dem Grundsatz „leichter als Luft“ durch mit Gas gefüllte Fahrzeuge und mittelst der Maschinentchnik zu lösen. Diese Versuche stehen in innigem Zusammenhang mit den Fortschritten der Motortechnik.

Zu ruhiger Luft kann ein Ballon leicht lenkbar gemacht werden, zur Ueberwindung von Luftströmungen gehört aber ein starker und

dabei möglichst leichter Motor, der etwa zwölf Meter Geschwindigkeit in der Sekunde zu entwickeln im Stande ist. Die Motorgeschwindigkeit muß größer als die des jeweiligen Windes sein. Der Automobilsport hat in diesem Sinne der Luftschiffahrt durch Lieferung immer leichter Motore große Dienste geleistet.

Um nun mit möglichst geringem Luftwiderstand kämpfen zu müssen, ist die Form des sich mit der Luft und gewissermaßen als Teil derselben fortbewegenden Kugelballons völlig ungeeignet. Der Luftwiderstand — vor allem der sogenannte Stirnwiderstand — nötigt dazu, dem Ballon eine, dem Unterseeboot ähnliche, cylindrische Gestalt zu geben. Da die Temperatur des Füllgases durch den Umstand, daß es leichter oder schwerer wird, je nachdem es sich erwärmt oder abkühlt, großen Wechseln mit den Höhenlagen unterliegt (in einem in Paris emporgelassenen Registrierballon wurden 90 Grad Differenz nachgewiesen!), so muß auch dieser Umstand berücksichtigt werden, und es ist nötig, eine Einrichtung zu erfinden, die eine im wesentlichen konstante Gastemperatur gewährleistet. Verliert ein Ballon Gas, so verliert er an Manövrierfähigkeit. Nur ein starrer Ballon ist lenkbar, da weiche Flächen durch den Luftdruck deformiert werden. Um eine konstante Gastemperatur zu behalten, umgab Graf Ferdinand von Zeppelin die siebzehn Einzelballons im Innern seines langgestreckten Fahrzeuges aus Aluminiumgitterwerk mit eisförmigen Enden (128 : 11,3 m) noch außen im ganzen Umfang mit einer durch feinnreiche Vorrichtungen beständig ventilierten Begamoidstoffhülle, welche die Strahlungs- und Beschattungseinflüsse paralyalisierte. Es konnte keine Erwärmung wie bisher bei den Ballons eintreten, und Zeppelin fuhr nach exakten, von Prof. Dr. Hergesell veranlaßten trigonometrischen Messungen Württembergischer Landesgeometer mehrfach mit mehr als neun Meter Geschwindigkeit in der Sekunde. Daß der Graf nicht alles zeigen konnte, lag an gewissen ungünstigen Nebenumständen (z. B. selbstthätiges Öffnen eines Ventils). Wenn wir die Vorteile des Zeppelinschen Systems aufzählen, so finden wir deren acht: Die Starrheit der Wände; der Motor ist mit dem starren Ballon fest verbunden; der Angriffspunkt der Schrauben liegt nicht unter dem Ballon, sondern in der Achse der Druckmittelpunkte; zwei Motoren statt eines; Anwendung von vertikalem Steuer und damit erzielte Drachensflächenwirkung; Anwendung eines Laufgewichts, was bei der starren Form genügende Sicherheit bot; Ventilation der Außenhülle und größte Stabilität.

Bereits 1884 führten Renard und Krebs in Paris ihr Luftschiff „La France“ mit einer Geschwindigkeit von 6,5 m per Sekunde vollkommen im Kreise herum. Santos Dumont ist lediglich ein Nachahmer von Renard-Krebs. Die Vorteile der Lufterneuerung für die Gastemperatur, um hohe Schwankungen der letzteren zu vermeiden, sind von sämtlichen Genannten nicht berücksichtigt worden. Santos Dumont hat lediglich nach Renards und Krebs' Prinzip einen kleinen Ballon gebaut. Bei Renard und Krebs, und nach ihnen bei Santos Dumont, wurde die Starrheit der Form nicht durch ein festes Aluminiumgitterwerk, wie bei Zeppelin, sondern durch ein der Fischblase ähnliches Ballonnet im Inneren des Ballons erreicht. Der Motor, der die Schraube treibt, pumpt diese „Blase“ voll Luft; versagt die Pumpe, so wird der eigentliche Ballon schlaff und kann nicht mehr gegen den Wind fahren. Die Starrheit der Wände ist aber Grundbedingung einer erfolgreichen Überwindung des Luftwiderstandes. Als weiterer Nachteil kommt bei Santos Dumont' bisherigen Ballons noch hinzu, daß die Schraube nicht in der Achse des Ballons, sondern tief unter letzterem in einem Bambusgerüst befestigt ist.

Die für Versuche allerdings zweckmäßige Kleinheit der Ballons wurde nur auf Kosten der Manövrierfähigkeit gegen den Wind erreicht. Ein falsches Prinzip: sowie etwas stärkerer Wind war, erlitt Santos Dumont Schiffbruch. Die Luft wurde aus dem Ballonnet herausgedrückt und damit war jede Steuerfähigkeit verloren. Der von dem Lothringer Deutsch (Vorstand einer Automobilfabrik) gestellte Preis von 100 000 Francs (eine geringfügige Summe im Vergleich zu den Kosten der Versuche) verlangt eigentlich nichts anderes, als was Renard-Krebs und Zeppelin bereits besser geleistet hatten. Daher auch der Zwiespalt im Preisgericht und unter den Mitgliedern des Aero-Klubs in Paris, was Santos Dumont bekanntlich zum Austritt aus dem feudalen Verein bewog. Freilich der Eiffelturm und die Pariser! Stände der Turm im Bodensee, Graf Zeppelin hätte denselben bereits ein Jahr vorher umfreit. Einen „Markstein in der Geschichte der Luftschiffahrt“ bedeutet die Fahrt am 19. Oktober in Paris keineswegs, wenn wir auch dem hervorragenden Wagenm und der Beharrlichkeit des brasilianischen Sportmannes Anerkennung nicht versagen dürfen. Was er mit seinen neuesten Versuchen über dem Mittelmeer erzielen wird, bleibt abzuwarten.

Es ist sehr bedauerlich, daß es nicht möglich war, die Mittel für Graf Zeppelin ferner zusammenzubringen. Noch einige wenige Aufstiege und weitere, wertvolle Aufschlüsse würden erzielt worden sein!

Es liegen also zwei Wege vor uns: „schwerer als Luft“, aerodynamisches Prinzip, „leichter als Luft“, aerostatisches Prinzip. Vielleicht werden die Drachensflächen fliegen. Bis zur definitiven Lösung des gewaltigen Problems müssen aber alle Wege begangen werden.

# Familientisch. — Sammler-Daheim.

## Bu unseren Bildern.

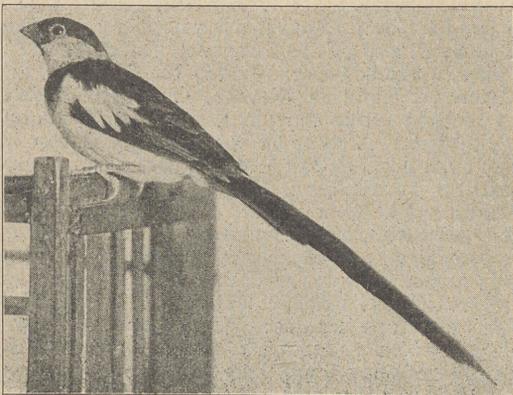
Das Bild von Bourse, das unsere Leser an erster Stelle des Hauptblattes finden, läßt uns einen Blick in das Innere einer holländischen Kirche thun. Mit ihrem eigenartigen Kopfsputz sitzen da im Gefühl größere und kleine Mädchen mit hübschen Gesichtern, die man sich so recht licht und hell mit rosigen Backen und blauen Augen vorstellen kann. Reizvoll ist das Antlitz des ersten Mädchens links oben; der sinnig-ernste Ausdruck steht ihr besonders gut. Das kleine Trintje unten in der Mitte ist wohl nicht ganz in Kirchenstimmung. Was ihm wohl Lustiges durch das Köpfchen geht?

Müller-Singtes Bild „Auf dem Heimwege“ zeigt uns noch nachträglich ein bißchen Wintermord. Im verschneiten Walde ist Keisig gesammelt worden, das wohl bald daheim auf dem Herde unter einer brodelnden Suppe aufflammen soll.

Unter letzter Holzchnitt breitet die lieblichen Gelände des Comer Sees, in Duft gehüllt, vor uns aus. Dieses Bild des Südens sieht lockend aus und erfüllt einen mit Eichen-dorffischer Reisehefnucht. Der echt italienische Vordergrund und die verschleierte Fernen lassen so viel Schönes ahnen; es ist dort Frühling, während wir uns hier mit ganzem Herzen danach sehnen.

## Dominikaner-Witwe.

Unter den fremdländischen Käfigvögeln sind es besonders die Weber und Widafinken, auch Witwevögel genannt, die zur Paarungszeit sich in höchst auffälliger Weise mit einem Hochzeitskleide schmücken, welches von ihrem Alltagskleide ganz bedeutend abweicht. Die Tiere erscheinen in diesem Schmucke so eigenartig gefärbt, daß derjenige, welcher die Eigentümlichkeit nicht kennt, glaubt, es mit ganz anderen Vogelarten zu thun zu haben. Besonders auffällig sind die Widafinken in diesem Hochzeitskleide. Für gewöhnlich sperlingsfarben mit kurzem Schwanz, wachsen diesen Tieren nun unverhältnismäßig lange Schwanzfedern, und mit diesem Wachsen geht Hand in Hand eine Verfärbung des Körpergefieders. Es können sich hier tief schwarze Federn in weiße und umgekehrt weiße Federn in tief schwarze umfärben. Läßt die gesteigerte Lebenskraft nach, so wird das Gefieder wieder zurückgefärbt, nur insofern spielt die Mausfer hierbei eine Rolle, als die langen Schwanzfedern der Widafinken dann abgeworfen werden. — Die Heimat der oben nach dem Leben photographisch abgebildeten Dominikaner-Witwe ist Südafrika, von wo sie nicht selten in vielen Köpfen zu uns eingeführt wird. Im Käfige ist das Tierchen munter, anspruchslos und ausdauernd, darf aber im Gesellschaftsfähig nicht mit kleinen Prachtfinken vereinigt werden, die es gerne in Furcht versetzt. Als Nahrung erhält die Dominikaner-Witwe



Die Dominikaner-Witwe im Hochzeitskleide.

Vogelhirse und Glanz. Ab und zu wird auch etwas von einem der bekannten Mischfutter genommen, einem Nachtigallfutter, sonst bildet Grünzeug eine beliebte Zutat. Frisches Bade- und Trinkwasser darf nicht fehlen. Die Zeichnung „Widavögel“ haben die hierher gehörenden Tiere von dem westafrikanischen Landstrich Wida erhalten, der von Linné in Vidua (Witwe) umgewandelt wurde. Diese Bezeichnung hat sich um so leichter eingebürgert, als auch die Widafinken alle ein dunkles Gefieder und lange Schleppschwänze besitzen.

Dr. E. Bade.

## Die Deutsch-China Provisorien.

Die deutschen Kolonialmarken erfreuen sich augenblicklich in Deutschland der lebhaftesten Nachfrage seitens der Sammler; besonders begehrt und hoch bezahlt sind die sogenannten China-Provisorien. Infolge des regen Briefverkehrs unserer China-Kämpfer mit der Heimat begann zumeist in Tsingtau-Kiao-tschau, dem Hauptpunkte der kriegerischen Operationen, der 5 Pfg.-Markenwert zu fehlen. Dem Mangel wurde in der Art abgeholfen, daß die Post die in genügender Menge vorhandenen 10 Pfg.-Marken, so weit sie ihrer nicht bedurfte, mit dem Ausdruck „5 Pfg.“ versah und diese neu geschaffenen Aushilfsmarken an Stelle des fehlenden 5 Pfg.-Wertes verkaufte, bis neue Vorräte von 5 Pfg.-Marken eintrafen. Das sind die „Tsingtau-Provisorien“. Die Herstellung des Aufdruckes scheint nicht glatt von statten gegangen zu sein. Mangels einheitlicher Typen mußte man notgedrungen verschiedene Drucktypen zum Ausdruck verwenden. Unter dem Aufdruck befindet sich meist ein blaustiftstrich zur besseren Kennzeichnung des Aufdruckes. (Stücke ohne diesen Strich sind größere Seltenheiten). Die nebenstehende Abbildung gibt die Haupttypen der Provisorien. Die Verkaufspreise derselben schwanken nach der eben ausgegebenen, sehr reichhaltigen und sorgfältigen Briefmarken-Preisliste der großen Markenhandlung von Philipp Kofack in Berlin (C. Burgstraße 8), zwischen 7 Mark und 50 Mark; der Grad der Seltenheit ist der mehr oder weniger häufigen Typenverschiedenheit des Aufdruckes entnommen. Auch in Futschu stellte sich Mangel an 5 Pfg.-Marken ein, und auch hier verwandelte man 10 Pfg.-Marken durch Aufstempelung in 5 Pfg.-Werte. Während aber in Tsingtau die Druckerpresse den Aufdruck herstellte, wurde in Futschu jede Marke einzeln mit einem Handstempel bedruckt. Die Futschu-Provisorien sind „gebraucht“ mit 25 Mark bewertet. — Außer den Provisorien sind sehr begehrt die Werte der „Feldpostausgabe Deutsch-China“ mit schrägem schwarzen Handstempel überdruckt und die sogenannten Vineta-Provisorien — auf der Vineta war die 3 Pfg.-Marke ausgegangen, und aus-



Kiao-tschau-Provisorien.

hillsweise wurden halbierte 5 Pfg.-Marken mit violettem Aufdruck „3 Pfg.“ als 3 Pfg.-Marken verwendet.



Vineta-Provisorium. Feldpostausgabe Deutsch-China.

willkommene Aufklärung bringen. Phil.

## Notizen.

**Eine interessante Sammlung von Schiffsmobellen** der wichtigsten Kriegs- und Handelschiffe Rußlands und des Auslandes besitzt der Zar Nikolaus II. Sein kleines Museum enthält in einzelnen Glasfächern etwa 80 Panzerfahrzeuge, Kreuzer, Torpedoboote und transatlantische Dampfer in musterhaft ausgeführten Modellen. Die meisten sind in Kupfer, Stahl und Holz hergestellt, alle sind getakelt und armiert. Die größten Modelle sind über drei Meter lang und einige haben bis zu 50 000 Mark gekostet. Neben der „Lucania“, die mehrere Jahre lang den Oceanrecord hielt, sieht man auch ein hübsches Modell des „Bothman“, auf dem Felix Faure die Reise nach Rußland machte.

**Die Königsgräber von Abydos.** Dr. W. M. Flinders Petri beschreibt in „Garper's Monthly Magazine“ die wunderbaren Entdeckungen, welche man im letzten Jahre zu Abydos in Ober-Agypten gemacht hat. Man öffnete Königsgräber, die vor die Periode des Manu zurückreichen, welche also als die bisher bekannt ältesten Dokumente menschlicher Geschichte anzusehen sind. Flinders setzt die Zeit der ersten dieser Befestigungen auf 4900 bis 4800 v. Chr. fest; die Namen der Könige, deren Gräber bisher durchforscht wurden, seien Ka, Fejer, Marmer und Sam. Die Gräber liegen etwa zwei Kilometer hinter dem Tempel von Abydos. Jedes Königsgrab hatte zwei große Grabsteine, die den Namen des Königs tragen, die Gräber sind fast stets aus Ziegeln erbaut und in den meisten Fällen mit einer inneren Holzbekleidung versehen. Unter den bemerkenswerten Funden befand sich auch eine Schieferplatte, die König Marmer zeigt, der seinen Feind niederwirft, ferner eine Ebenholztafel, ein Goldstab, ein Königszepter und andere goldene Schmuckstücke. Flinders meint, daß vier Armbänder der Frau des Königs Zer (um 4700 v. Chr.), die mit einem Teil der Mumie in einer Maueröffnung entdeckt wurden, die ältesten, durch Goldschmiedekunst hergestellten Schmuckstücke sind, die man bisher kennt. Sie sind gelötet, aber so fein, daß die Lötung nicht zu entdecken ist (dasselbe hat man an etruskischem, an altgriechischem und an früharabischem Goldschmuck beobachtet); der Beweis für die Lötung ergibt sich aus dem Zinnern der Ornamente, in die ein Draht eingefügt ist, der Draht ist nicht gezogen, sondern gehämmert.

Ihren XII. Verkaufskatalog von Münzen und Medaillen gaben Brüder Egger in Wien aus. Unter den 2612 Nummern befinden sich eine große Zahl hoher Seltenheiten. Da sind z. B. von Ephesus eine Tetradrachme des Memnon (300 Kronen) und eine Didrachme Neros (200 Kronen), Judäa ist mit prächtigen Stücken von glänzender Erhaltung vertreten z. Für Goldmünzen sammelt mit reich gefüllter Tasche bietet sich Gelegenheit viel Geld auszugeben. Vorhanden sind der Goldgulden Rudolphs IV. von Österreich (300 Kr.), eine ganze Zahl von Zehnukatentstücken, viele seltene Dufaten, die Krone der Seltenheit liegt bei Polen: der Danziger Dufaten Sigismund Augusts vom Jahre 1557 (450 Kr.) und ein litauisches Zehnukatentstück vom Jahre 1617. Man kennt litauische Portugallöcher Sigismund III. aus den Jahren 1616, 17, 18 (2 Var); das vorliegende ist in der Zeichnung etwas abweichend. Es ist nicht bewertet, man soll also bieten. Mitfast bejaß ein Vittauer Zehnukatentstück von 1616, welches 1850 verkauft wurde, Preis unbekannt; der Portugallöcher der Gräfin Starzinska vom Jahre 1616 ging 1883 auf 330 Mark, das Eggerische Stück wird kaum unter 600 Mark zu haben sein. Mk.

**Neue Buchdruckerbilder.** 12 Bilder aus der artifizien Tierwelt (105 : 60). Nützlich gezeichnet, hübsch koloriert, sehr lehrreich. Beigegeben sind der lateinische wissenschaftliche, der deutsche und der französische Name. — 26 Bilder „Zur Heimatkunde Deutschlands“ (105 : 72). Jedes Blatt zeigt eine Ansicht der Hauptstadt des betreffenden Staates, das Landeswappen, eine Kostümfigur und charakteristische Hinweise auf Handel, Industrie oder Ackerbau. — 12 Illustrationen zu Fabeln Lafontaines. — 12 Schlachtenbilder zur schweizerischen Landesgeschichte. — 12 Karten, welche Kindern zu Sprechübungen in Deutsch, Französisch, Englisch Anlaß geben sollen. — Ein illustriertes Alphabet.

**Neue Viehbilder.** Eine Serie zur Geschichte des Weihnachtsbaumes. — Die Schule (der Unterricht bei den alten Griechen, Strafe mit dem Amnis in der altdeutschen Schule, Brahmanenschule, Arabische Schule, Orientalische Klosterschule. Chinesische Studenten vor dem Gamen. Straßenbilder aus allen Weltteilen (Petersburg, Kairo, Tokio, Calcutta, Venedig, Rio de Janeiro). Gesichtsbilder von den Ufern des Rheins (Römer, Karl d. Gr., Kreuzzüge 1096, Franzosenzeit 1681), Bücher (1814), 1870. Bilder aus altfranzösischer Zeit (1680, 1660, 1740, 1780, 1796, 1830). Wertwürdige Bäume (Große Linde von Schloß Anguissburg, die Niesenslangentiefer bei Wendelsdorf, Mammutbaum, Chypresse bei Bajaca, Affenrotbaum in Logo).

# Kinder = Daheim.

## 1. Die Bergbahn.

Den Freunden des Kinder-Daheim möge die nachstehende Erläuterung zeigen, wie ich für meine Kinder eine Bergbahn ohne erhebliche Kosten mit geringer Mühe anfertigte.

Vom Tischler wird ein großes Brett geschnitten,  $1\frac{1}{4}$  m lang,  $\frac{3}{4}$  m breit, welches dem Aufbau als Tisch dient. Es ruht auf 2 Böcken von 50 cm Höhe. In ihm sind 2 große Löcher ausgeschnitten und diese sind überdeckt von je einer abgestumpften Pyramide von 50 bezw. 30 cm Höhe. Die beiden Pyramiden sollen das Gerüst für 2 Bergsegel abgeben und die größere von ihnen erhält an den Seiten 2 je  $6 \times 7$  cm große Löcher, welche Ein- und Ausgang eines Tunnels bilden.

Die Sohle des letzteren ist ein Ein- und Ausgang verbindendes Brettchen, während die Seitenwände nicht vorhanden

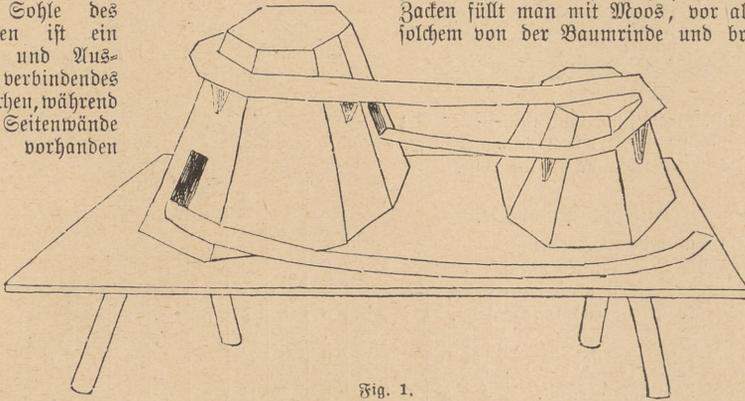


Fig. 1.

sind, damit der Zug, falls er im Tunnel entgleisen sollte, durch das Loch des Tischbretts aus dem Inneren des Bergseglers herausfällt. Die Bahn hat zuerst ihren Weg von dem hohen Segel herunter auf den Gipfel des kleineren zu nehmen und von diesem zurück in den Tunnel und demnachst an der Außenseite des hohen Segels herunter bis auf das Tischbrett.

Der „Bahnkörper“ wird hergestellt durch Brettchen aus dünnem Holz, welche auf Konsolbrettchen ruhend, rings an die äußeren Segelmäntel angeleimt werden, wobei auf möglichst gleichmäßiges, aber nicht zu starkes Gefälle zu achten ist. Auf die Brettchen nagle ich passend geschnittene Blechstreifen, damit die Spur der Bahn möglichst glatt werde, und die Schienen werden durch zwei Messingdrähte von

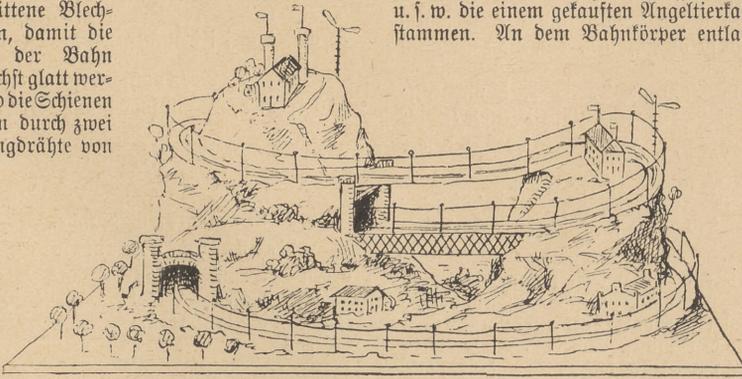


Fig. 2.

$1\frac{1}{2}$  bis 2 mm Dicke dargestellt, die vom Klempner hin und wieder mit dem Vötkolben auf dem Blech angeheftet werden. Passende Züge liefert uns jedes Spielwarengeschäft für 50 Pf., wobei darauf zu sehen ist, daß Wagen und Lokomotive möglichst kurz (wegen der engen Kurven) und daß die Räder möglichst klein sind, aber leicht laufen. Die Räder sollen nicht auf den Schienen, sondern auf dem Blechstreifen zwischen den Messingdrähten laufen und diese haben ihnen nur die Richtung anzugeben. Ihr Abstand von einander ist daher um etwa 3—5 mm größer zu wählen, als die äußere Spurweite der Räder beträgt.

Damit ist die Hauptarbeit: das Gerüst des Ganzen fertig und es stellt sich dar, wie Fig. 1 etwa zeigt. Alles weitere ist Dekoration. Ein paar „Modellierbogen“ liefern in erster Linie das Material dazu. Stationsgebäude werden errichtet am Anfangs- und Endpunkt der Bahn und auf dem kleinen Hügel. Die Tunneleingänge dekorieren sich hübsch mit Ausschnitten aus einem Festungs-Modellierbogen; ebenso lassen sich die Brücken durch solche passende Ausschnitte hübsch künstlerisch verzieren. Die Berggerüste beklebt man mit Baumrinde, besonders aber mit den rauhen Teilen der Korkholzrinde und überstreicht diese ganz leicht und oberflächlich mit ein paar Pinselstrichen grauer Farbe. Die Fugen und Spalten zwischen den einzelnen Stücken, ebenso vorstehende Ecken und Zacken füllt man mit Moos, vor allem mit solchem von der Baumrinde und bringt an

geeigneten Stellen die überschüssigen Dekorationsstücke der Modellierbogen, Treppen, Fußwege mit Geländer etc. an. Die Fußwege neben den Geleisen sind sonstige passende fahle Stellen werden mit Leim bestrichen und reichlich mit grünem, gelbem und weißem Sande bestreut.

Vom hohen Hügel herab zwischen beiden hindurch schlängelt sich ein Bach aus grünlich blauem Musselin, dessen Bett natürlich von Korkstücken und Baumrinde frei bleiben muß, damit es tiefer liegt. Der Bach ergießt sich auf der Rückseite in einen natürlichen See, einen in das Fußbrett eingesehten flachen mit Wasser gefüllten Blechkasten. In diesem See schwimmen allerhand Wassertiere, Kähe u. s. w. die einem gekauften Angeltierkasten entstammen. An dem Bahnkörper entlang wer-

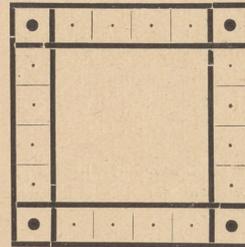
den außer den Telegraphenstangen — Streichhölzer mit angespannten Fäden — allerhand leicht zu fertigende Bahnverkehrszeichen: Warnungstafeln, Barrieren, Signalmaste etc., auf den Bahnhöfen auch elektrische Vogenlampen (kleinste weiße Glaskugeln vom Christbaumschmuck an gebogenen Messingdrähten) aufgestellt und das Ganze weiterhin durch den Inhalt eines Stadtbaukastens (Häuser, Schäferei, Kirchen, Figuren, Bäume, Gebüsch etc.) belebt.

Der Gesamteindruck ist überraschend hübsch und lebendig. Durch Anbringen von anderen Verfahrstücken bietet sich stets Gelegenheit zu weiterer Verzierung und

Veränderung der Landschaft. Wenn nun aber erst die Züge durch einen kleinen Stoß in Bewegung gesetzt, von der obersten Station herabrollen, auf dem niederen Berggipfel vor der Station, wo die Bahn horizontal verläuft, Halt machen, und durch einen weiteren Stoß durch den Tunnel hindurch in die Ebene herablaufen, so erzeugt das bei den Kindern einen unbeschreiblichen Jubel, und sie werden nie müde, sich immer wieder mit der Bergbahn zu beschäftigen.

Unjere Fig. 2 gibt eine annähernde Vorstellung dieses Spielzeugs, dessen Mechanismus vor vielen anderen künstlichen Räderwerken den Vorzug hat, daß er nie verjagt — eine gelegentliche Entgleisung abgerechnet — und das, wie vorhin angedeutet, vor vielen großen ähnlichen gekauften Kunstwerken den Vorzug großer Billigkeit hat. Wir bezahlten für Tischlerarbeit 4,50 Mk., an den Klempner 2 Mk., für 4 Modellierbogen 40 Pf., für einen kleinen Kasten mit Schwimmtieren 30 Pf., für einen größeren Häuser- und Baumkasten 80 Pf. und für 2 Eisenbahnen 1 Mk., zusammen, 20 Pf. für Nägel und Leim eingerechnet, 9,20 Mk. Dr. G. S.

## 2. Kapselrätsel.



3 a, 1 b, 1 c, 3 e,  
1 h, 2 n, 1 o, 1 p,  
3 r, 1 s, 1 t, 1 u, 1 v.

Die obigen 20 Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß man vier bekannte Wörter von je sechs Buchstaben erhält. Jedes von diesen

Wörtern soll ohne den Anfangs- und den Endbuchstaben wiederum ein bekanntes Wort ergeben. Die erste senkrechte soll einen Vogel, die letzte einen Volksstamm nennen.

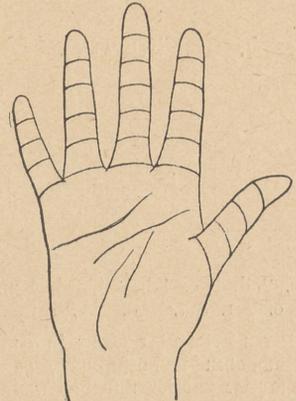
## 3. Silbenrätsel.

a di ge ka me na  
now ra ral me stch

Zu suchen sind fünf dreisilbige Wörter, deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind.

Wer die richtigen fünf Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Mittelsilben den Namen einer griechischen Göttin ergeben.

## 4. Handrätsel.

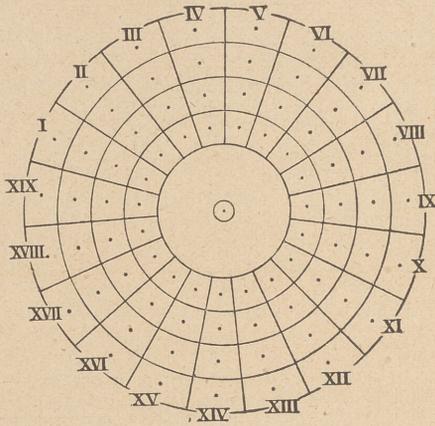


5 a, 2 b, 1 d, 5 e, 1 i, 3 n, 1 o, 1 r, 4 s, 2 u.  
In der Handfläche steht ein Grundbuchstabe, von dem aus gelesen, ergeben:

1. Der kleine Finger einen reichen Jüder;  
2. der Ringfinger eine Stadt in Deutschland;  
3. der Mittelfinger einen Namen, den mehrere deutsche Gelehrte (Theologen) geführt haben;  
4. der Zeigefinger eine Stadt in Schlesien;  
5. der Daumen eine Stadt in der Mark Brandenburg.

Wenn richtig geraten, nennen die fünf Fingerippen, vom kleinen Finger anfangend, ein freihetzliebendes, tapferes Volk.

5. Kreisrätsel.



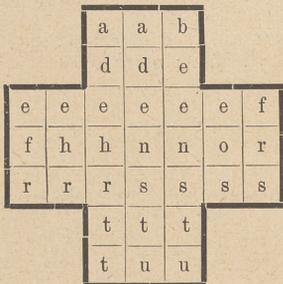
8 a, 5 c, 1 d, 10 e, 2 g, 2 h, 7 i, 6 k, 10 l, 2 m, 6 n, 2 o, 2 p, 6 r, 2 s, 5 t, 1 ü.

Die 77 Punkte der Figur sind durch die obigen Buchstaben so zu ersetzen, daß man 19 bekannte Wörter von je fünf Buchstaben mit gemeinsamem Endlaut erhält. (i = j).

Diese Wörter bezeichnen: 1. und 2. je einen weiblichen Vornamen; 3. eine Blume; 4. einen kaiserlichen Erlaß; 5. ein Streichinstrument; 6. eine Münze; 7. einen Baum; 8. ein Kleidungsstück; 9. einen Baum; 10. ein Insekt; 11. ein Heer; 12. eine Stadt in Hannover; 13. eine Stadt in der Provinz Sachsen; 14. ein Gebäck; 15. einen Fluß im Harz; 16. eine Verwandte; 17. einen weiblichen Vornamen; 18. ein Pferd; 19. ein Handwerkergerät.

Sind die richtigen 19 Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben ein Sprichwort.

6. Magisches Kreuz.

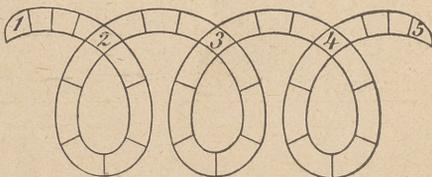


Die Buchstaben in den Feldern des Kreuzes sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen:

1. Einen von zwölf Brüdern;

2. einen König des Altertums; 3. einen Musesohn.

7. Schleifenrätsel.



3 a, 2 c, 2 d, 5 e, 1 h, 2 i, 3 l, 1 m, 3 n, 4 o, 2 r, 3 t, 1 u, 2 v, 1 w.

Die leeren Felder der Figur sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß man vier fünfsylbige Wörter und drei achtsylbige Wörter enthält, welche bezeichnen:

- 1-2 Einen männlichen Vornamen;
2-2 eine Stadt in Westfalen;
2-3 eine Waffe;
3-3 einen männlichen Vornamen;
3-4 einen Nebenfluß der Elbe;
4-4 eine Pflanzengattung;
4-5 ein Spiel.

8. Ein chinesisches Siegel.



Die Buchstaben sind nach chinesischer Art in jeder Kolonne von unten nach oben zu lesen. Die dritte Kolonne ist die erste.

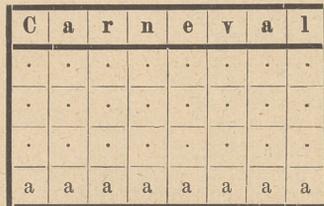
9. Dreifüßige Scharade.

Eins lebt im nassen Element. Als Eins die Letzten jeder kennt. Nach Preußens Osten muß man gehn, Will man als Stadt das Ganze sehn.

10. Rechenaufgabe.

Eine Zahl hab' ich gewählt, 98 zugezählt, Dann durch 1000 dividiert, Und mit 10 multipliziert, Endlich 13 subtrahiert, Und zuletzt ist mir geblieben Noch als Rest die heil'ge 7.

11. Füllrätsel.



Die 24 leeren Felder sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die senkrechten Reihen bezeichnen:

- 1. Eine Pflanze; 2, 3, 4, 5 und 8 je eine Stadt; 6. ein Saiteninstrument; 7. eine spanische Provinz.

12. Ergänzungsaufgabe.

Nr Eis Eise Eva Nabe Renke Wal

Aus jedem der obigen sieben Wörter ist durch Vorsetzen und durch Hinzufügen eines Buchstaben ein neues Wort zu bilden.

Wer die richtigen Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen von zwölf Brüdern nennen.

Briefkasten.

Matilde und Hermann G. - S. 56. in Berlin. - W. St. in E. bei L. Leider nicht verwendbar. Herrn F. F., Verfasser des Homonym in Nr. 2 (2). Wir bitten um Ihre Adresse. Richtige Lösungen sandten uns: M. G. - Otto G., L. W., Alex. W., Rudolf F., L. Sch., Frau W., Carl D., Elise F., Frau E. nebst Kinder in Hamburg. - Anna und Carl G. in Bonn. - Benno E. in Wien. - F. R. in Potsdam. - Gisela W. in E.

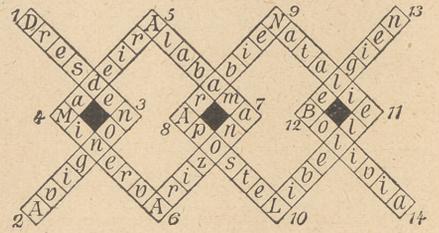
Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 18.

1. Scherzrebus.

A Affe G Gel Schaf L. „Kaffeegesellschaft!“

2. Füllrätsel.

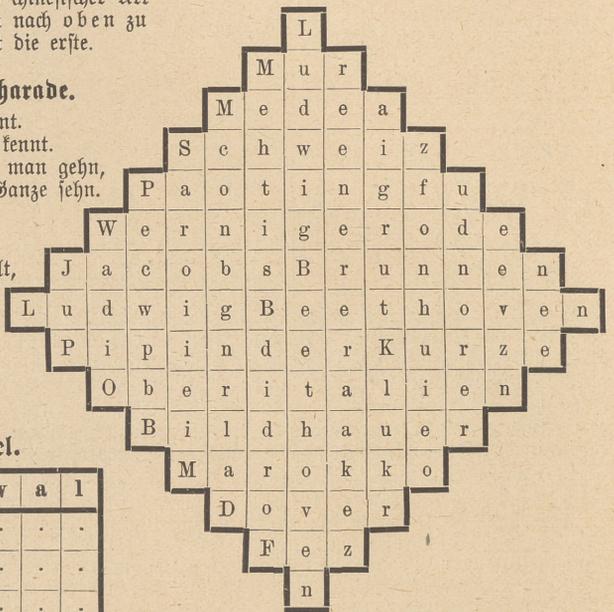


4. Merkrätsel.

„Mars la Tour.“

Bismarck Scharnhorst Niederlande Pretoria Buren

5. Diamanträtsel.



6. Damspielaufgabe.

- 1. f4-e5 f6-d4+
2. c1-be Da1-c3+
3. d2-h6++++ und gewinnt!

7. Rechenaufgabe.

10 Thaler, 2 Fünfstückstücke, 3 Doppeltronen.

8. Wechselrätsel.

Maros - Varus.

9. Anagrammaufgabe.

„Neunzehnhundertzwei.“

Norden Ernst Man Nagel Znam
Elba Hafen Nebel Sort Urban
Nadel Delta Gam Ranke Tafel
Zeus Winde Gifer Fran

10. Homonym. Hagen.

11. Zahlenrätsel.

„Hammer und Amböß.“

Bezeichnet man alle Buchstaben des Schildtitels oben der Reihe nach mit den Zahlen 1-12, so weiß man für jede im Texte der Tafel unten stehende römische Zahl den ihr zukommenden Buchstaben. Alle Zahlen in Buchstaben umgekehrt, erhält man als Lösung den Spruch:

„Jeder ist seines Glückes Schmied.“